



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volksförmliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 40. Sonntag den 4. Oktober 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten — Die goldene Waffe. — Aus dem Kalender der Woche. — Wenns beis hergeht. — Am Kreuz. — Nach ein Schützengel. — Wie wir den Hinterbliebenen gefallener Krieger begegnen sollen. — An die Frau des Kriegers. — Etwas von der Mode. — Für die Kriegerzeit.

- ### Wochentalender.
- Sonntag, 4. Oktober, 18. u. Pfingsten. Rosenkranzfest, Franziskus.
 - Montag, 5. Oktober, Blasius u. seine Gefährten, Marc.
 - Dienstag, 6. Oktober, Bruno, Befenner.
 - Mittwoch, 7. Oktober, Marcellus, Papst.
 - Donnerstag, 8. Oktober, Brigitta, Witwe.
 - Freitag, 9. Oktober, Dionysius, Mauritius, Eleutherius, M.
 - Samstag, 10. Oktober, Franziskus Borgias, Befenner.

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Jesus heilt einen Sichtbrüchigen.

Evangelium Matth. 9, 1—8.

In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt. Und siehe, sie brachten zu ihm einen Sichtbrüchigen, der auf einem Bett lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: „Setz dich, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Und siehe, einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: „Dieser lästert Gott.“ Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: „Warum denkst ihr Böses in euren Herzen? Was ist leichter zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Steh auf und wandle umher? Damit ihr aber wisst, daß der Menschensohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden.“ — da sprach er zu dem Sichtbrüchigen: „Steh auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus.“ Und er stand auf und ging in sein Haus. Da das Volk dieses sah, fürchtete es sich und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

Die goldene Waffe.

Wenn wir auch mit Frankreich jetzt im Kriege liegen, so dürfen wir doch miteinander eine friedliche Lustreise machen in dieses lombardische Land. Dort im Süden, an die Vorderseite der Pyrenäen hingegleitet, liegt das freundliche Städtchen Lourdes. Das ersehnte Ziel der Wallfahrer aus der ganzen Welt. Dort ist i. J. 1858 auf den Felsen Mariabühel die Königin des Himmels erschienen in schneeweißem Gewand, mit einem weißen Schleier um das Haupt, einen blauen Gürtel um die Lenden, ein Paar goldne Rosen auf den Füßen, in der Hand aber den heiligen Rosenkranz. Seitdem ist Lourdes die Stadt des Rosenkranzes geworden wie keine auf der Welt. Vor einigen Jahren kniete ich an der berühmten Grotte und schaute hinauf zur Statue der Unbefleckten. In ihrer Hand erblickte ich den Rosenkranz. Glaube mir, mein Freund, da kommt einem von selber die

Liebe zum Rosenkranz, und unwillkürlich nimmst du ihn zur Hand und lässest seine geweihten Körner durch die Finger gleiten. Eher könntest du die Äste im Walde zählen oder die Goldstücke im Reichschatz und die Kugeln aus allen Gewehren und Kanonen im gegenwärtigen Kriege als die Zahl der Rosenkränze, die vor der Grotte in Lourdes gebetet werden. Neben der Grotte stehen die ehrwürdigen Badequellen, in denen die Pilger unter Gebet und Entzückung der hilfreichen Jungfrau untergetaucht werden in das heilbringende Wasser. Wie einst im Schwenn reich zu Jerusalem, so liegen vor dem Eingang dieser Quellen die Lahmen, die Krüppel, die Blinden, die Pesthaften, die Unglücklichen aller Art und harren des Augenblickes, wo sie an die Reihe kommen. Womit bereiten sie sich vor auf die Berührung mit dem wunderthätigen Wasser? Mit dem Rosenkranz. Ein Priester betet ihn mit lauter Stimme vor, und der ganze Chor der Kranken auf ihren Fahrstühlen, Polstern und Bahren stimmt ein, so gut ihr Zustand es ihnen erlaubt. Da schwillt die Hoffnung an zu einem gewaltigen, rauschenden S. i. om. Und wenn die Scharen der Männer in zwei langen Reihen das Allerheiligste begleiten bei der Krankenprozession, tragen sie vielleicht entblößte Schwerter wie die Soldaten vor ihrem Kriegsherrn? Oder tragen sie Palm- und Oelzweige wie die Juden beim Einzug Jesu in Jerusalem? Nein. Durch ihre Hände gleitet der Rosenkranz und aus ihrem Munde ertönt ein tausendstimmiges Ave Maria.

Dicht neben der Grotte steht noch ein majestätisches Denkmal des Rosenkranzes aus Stein: ich meine die prächtige Rosenkranz-Kirche. Im Innern sind 15 Altäre und an jedem derselben ist in farbigen Mosaiksteinchen ein Geheimnis des Rosenkranzes dargestellt. Nicht so erhehend ist ein Gang durch den Wald, nicht so wonnig ist der Besuch einer Gemädegalerie als der Besuch dieser Bilder und das Verweilen in diesen Kapellen. Am Portal der Kirche siehst du die Uebergabe des hl. Rosenkranzes: aus der Höhe schwebt Maria nieder und reicht dem hl. Dominikus die himmlische Wehr, die goldne Waffe des hl. Rosenkranzes.

Ja lieber Freund, eine goldne Waffe ist der Rosenkranz in der Tat. Mit ihr macht der Christ manche friedliche Eroberung, gewinnt manche reiche Siegesbeute. Hat nicht gerade der hl. Dominikus die Festung des Unglaubens niedergestürzt durch den Rosenkranz? Predigten, Ermahnungen, Gespräche, Drohungen, Gewaltmittel

haben nichts getruftet. Als aber Dominikus den Rosenkranz verkündigte, den Rosenkranz betete, den Rosenkranz erklärte, den Rosenkranz verbreitete, da ward in kurzer Zeit der Irrglaube zermalmt vor jener mächtigen Jungfrau, die noch alle Häresien ausgerottet hat.

Eine goldene Waffe ist der Rosenkranz. Vom Himmel ward sie uns in die Hand gedrückt, von der Kirche empfohlen und mit den reichsten Anlässen ausgestattet. Ist nicht der Inhalt des Rosenkranzes gediegenes Gold? Du findest darin wie in einem zierlichen Schrein die schönsten wirksamsten Gebete: das apostolische Glaubensbekenntnis, das Vater unser, das Geßüßel leißt du Maria, das Ehre sei dem Vater. Und aus den Zehnerreihen ragen wie Edelsteine hervor die wichtigsten Geheimnisse unseres Glaubens. Schon in irdischen Dingen, die doch Rauch und Schatten sind, hat der Rosenkranz wahre Wunderdinge ausgerichtet. Durch den Rosenkranz hat die Schar der Christen die Uebermacht des Halbmonds gebrochen, durch den Rosenkranz hat so mancher die Gesundheit erlangt oder Erleichterung gefunden in schweren Leiden. Und sollte der Rosenkranz versagen, wenn wir ihn vertrauensvoll aufopern für die große Sache unseres Vaterlandes in diesem widerischen Kriege? Manches alte Mütterlein, das den Rosenkranz gleiten läßt durch seine zitternden Finger, trägt vielleicht ebensoviel zum Siege bei als ein Zeppelin, der stößt durch die Lüfte saust und mit seinen Bomben die Feinde erschreckt. Der Soldat, der ihn in der Tasche oder im Tornister mitträgt, der im Felde ihn bisweilen hervorzieht, der im Lazarett ihn zum Freund und Tröster wählt, ist wahrlich gut beraten.

Was der Rosenkranz zum Heil der Seele wirkt, geht über alle Beschreibung. Wenn du ihn betest vor der Beicht, so wird sich bald das Wort des Heilandes aus dem heutigen Evangelium an dir bewähren: sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Ist deine Stirn von Leiden umwölbt oder bist du in Sorge um deine Lieben im Feld, greife zum Rosenkranz und du wirst mächtigen und bannen die Traurigkeit, wirst die Ruhe und das Gleichgewicht deiner Seele wieder gewinnen und den Lebenden und Gestorbenen kräftige Hilfe verschaffen. Bist du in Angst wegen deiner Sünden, willst du verzweifeln an der göttlichen Barmherzigkeit, bete den Rosenkranz. Wenn du da die schmerzhaften Geheimnisse erwägest, und überall findest, daß dein Verland sein Blut vergossen hat, so wird dein Mißtrauen bald schmelzen

wie das Wachs am Feuer. — Der Rosenkranz ist eine sichere Bürgschaft des Himmels. Ich traf einmal einen Mann, der den Rosenkranz um den Hals gewickelt hatte, um ihn keine Minute zu verlieren weder bei Tag noch bei Nacht. Mit diesem Rosenkranz um den Hals wollte er sterben in der sicheren Meinung, es würde der Rosenkranz für ihn zur Kette werden, an der die Mutter Gottes ihn hinaufziehen würde in den Himmel. Freund, verleihe dich mit der Waffe des Rosenkranzes und handhabe ihn fleißig. Für diese Waffe braucht es keine große Ausgabe, keine lange Uebung, keinen Rekrutendienst, kein Exerzieren. Mit leichter Mühe kannst du ihn beten in der Kirche, zu Hause, auf dem Wege, im Bette, in jeder freien Minute. Bist du einmal gestorben, so wird man dir den Rosenkranz um die erstarrte Hand schlingen. Was wird dir diese Zeremonie nützen, wenn du nicht schon in Lebzeiten den Rosenkranz geliebt und geübt hast?

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Ein ungedrucktes Gebetbuch

Zu den Dingen, die nach althergebrachter Sitte eine christliche Braut ihrem Bräutigam zum Hochzeitstage schenken muß, gehört auch ein neues Gebetbuch. Wie alles an ihm, vom Lackstiefel am Fuße bis zum glanzvollen Zyinder auf dem Kopfe, neu ist, so soll auch das Büchlein, das ihm beim Beten während der Brautmesse behülflich sein mag, nicht gebraucht, beschmutzt und abgegriffen, sondern funktionsfähig sein. Während das Gebetbüchlein der Braut, das hinwiederum der Bräutigam zu beschaffen hat, dem Brautstaate gemäß blendend weiß gebunden ist, zeigt das Gebetbuch des Bräutigams, seinem Anzuge entsprechend, einen dunkeln Einband.

Eine löbliche Sitte! sagt der Kalenderschreiber: sie sagt den Brautleuten, daß zu einer wahrhaft christlichen Ehe nicht nur zwei getaupte Menschen verschiedener Geschlechtes gehören, sondern daß als dritter und wichtigster im Lebensbunde auch unser Herrgott einen Platz finden soll, ja jederzeit den ersten Platz einnehmen muß, soll des Himmels Segen und Gnade auf den Eheleuten und ihrem Hausstande ruhen. Zum wahren Glück des Ehestandes gehört ja etwas mehr als irdische Güter und Kinderlegen; es gehört vor allem dazu eine vollkommene harmonisch geistige Uebereinstimmung von Mann und Frau, und die wird sich durch alle Erdentage nur dann erhalten lassen, wenn beider Herzen gleich gläubig und gleich vertrauend in der höchsten Einheit ruhen — in Gott.

Eine löbliche Sitte! sagt der Kalenderschreiber, denn sonst läme es nur allzu oft vor, daß der Bräutigam zur Hochzeit sich ein Gebetbuch von seiner Mutter oder Schwester borgen müßte, weil er — selber keins hat. Ist's so oder nicht? In den Taschen eines jungen Mannes von heute wirst du vieles finden: Uhr, Notizbuch, Taschen-Fahrplan, Zigarettasche, Zigarettenabstreifer, Bartbürste, Nagelzähner, Kamm, Spiegel, Messer, Schlüsselbund, Geldtäschchen, Taschentuch, Zündholz-Schachtel und womöglich noch anderes. Aber ein Gebetbuch? Nein, das gehört nicht zur Ausstattung eines modernen Jünglings. Wozu auch? Kann man denn richi, wenn man hier und da in die Kirche geht, mit eigenen Worten, so wie sie das Herz eingibt, beten? Wird das unserem Herrgott nicht lieber sein, als wenn man sich von anderen zusammengestellten Gebeten bedient?

Ja, wenn nur das Herz etwas eingäbe! Aber schau dir nur einmal manche junge Leute an, was denen ihr Herz während des Gottesdienstes alles eingibt! Da drühen sie den Schnurrbart, als müßten sie in einigen Augenblicken in den lichtstrahlenden Ballaal treten, jetzt blicken sie auf die Uhr, zum Beweis, wie angeregt sie sich durch die heilige Handlung fühlen, dann wieder schauen sie in der Kirche umher, als seien sie Mitglieder einer behördlichen Reinigungskommission und müßten die Spinnenweben zählen, die der alte Kirchen-diener nicht weggekehrt hat, hier und da gähnen

sie nach Herzenslust zc. Das alles gibt ihnen ihr Herz ein. Und der Kalenderschreiber wundert sich auch gar nicht. So glaubenstüchtig und gebeigewohnt ist ihr Herz ja nicht, daß es imstande wäre, eine halbe Stunde oder darüber vom Irdischen sich loszureißen und mit Gott dem Herrn innige Zwiesprache zu halten. Zwei, drei Vaterunser und dann Schluß; so muß freilich das Dastehen (knien ist ja auch unmodern) langweilig werden. Ein ordentliches Gebetbuch aber weiß den Geist anzuregen und zu beschäftigen, daß die Zeit wie im Fluge vergeht. Wer's selber probiert hat, der wird's bestätigen können.

„Ja, aber,“ sagt da einer von den jungen Herren, „da kann wohl der Kalenderschreiber die alten Frauen und Männer, die nicht lesen können, daher in die Kirche auch kein Gebetbuch mitnehmen, ebenfalls nicht sonderlich loben?“ Nun, auch darauf weiß der Kalenderschreiber eine Antwort. Erstens wird von niemandem etwas Unmögliches verlangt; so müssen z. B. die Kreuze von derlei Leuten gerade so anerkannt werden wie die schönste geschriebene Unterschrift. Und dann zweitens haben diese ichtlichen Leute doch ein Gebetbüchlein mit in der Tasche oder gar um die Hand geschlungen und in dem lesen sie gar fleißig — es ist der Rosenkranz. Der ersetzt ihnen das Gebetbuch zum größten Teile, denn in den einzelnen Belegen dieses Gebetes zieht vor dem Geiste des Beters die ganze Erlösungs-Geschichte vorüber und regt an zu stets neuer Betrachtung und Dankagung. Ja, mein Lieber, wenn Sie hingehen und desgleichen tun, dann wird der Kalenderschreiber sein Köpfe lassen müssen. Sie können gleich morgen den Antrag machen, gerade paßt's nämlich, es ist ja, wie der Kalender ausweist, Rosenkranz-Sonntag.

Warum lächeln Sie? Sie wären da in sehr guter Gesellschaft. Feldherren, große Geistes- und Staatsmänner, deren ich Ihnen, wenn mir genau Raum zur Verfügung stände, eine große Anzahl nennen könnte, haben sich des Rosenkranzes nicht geschämt und ihn gerne und oft gebetet. Und mit Recht hielt man sie dann im Sarge mit den erstarrten Händen die so oft im Leben benutzte Gebetschnur mit den schwarzen Körnern.

Wie vielen aber umschlingt heutzutage der Rosenkranz im Sarge die bleichen Hände, ohne daß sie diese Auszeichnung verdient hätten! Im Leben haben sie ja diese Gebetsweise verachtet und nicht gepflegt, was gibt man ihnen den belächelten Rosenkranz mit ins Grab? Alles soll verdient sein. . . . Der Kalenderschreiber.

Wenn's heiß hergeht . . .

Ein gewaltiger Haudegen war er, der alte Tilly wohl der kühnste und größte der bekannten Helden des 30jährigen Krieges. Jeder Zoll an diesem General war ein Mann, aber unter seinem Soldatenrocke schlug das Herz eines fromm-gläubigen Kindes. Stolz war er auf sein siegreiches Schwert, das an seiner Seite hina, und das seine starke Hand so vortrefflich zu führen verstand; aber neben diesem breiten Schlachtenäbel hing noch ein anderes Schwert, auf das er sich nicht minder gut verstand und nicht minder stolz war — sein Rosenkranz. Und wenn der alte Haudegen mit seinem Rosenkranze in der Hand wieder einmal so auffallend lange in einer Kirche oder Kapelle auf den Knien betete, dann mußten es seine Soldaten und flüsternd es sich leise ins Ohr: Morgen geht's gewiß wieder einmal besonders heiß her. Tilly fühlte eben in den schweren Kriegsnöthen, trotz seiner Kriegskunst, trotz der Tüchtigkeit seiner Leute und seiner gewöhnlichen Tapferkeit, immer das Bedürfnis zu beten und im Gebete gerade zu jener besonders seine Zuflucht zu nehmen, die unsere Kirche als die mächtige Jungfrau und die Hilse der Christen preist.

Geh's nicht auch jetzt wieder heiß her? — Fast ganz Europa hallt wider vom Schlachtenlärm. Se. Maj., unser oberster Kriegsherr, schickte unsere Soldaten hinaus in den Kampf, aber wer draußen auf den Schlachtfeldern nicht mitkämpfen durfte, den schickte er in die Kirche zum Gebete. Schade

um uns und eine Schmach für unsern deutschen Namen wäre es nun, wenn wir, die wir auf die Wabstalt des Gebetes geschickt wurden, im Feldenkampfe weniger leisten und dem deutschen Namen weniger Ehre machen würden als unsere kämpfenden Kameraden auf den Feldern von Lütich, Metz, Namur zc. Darum möchte uns katholischen Männern unsere heilige Mutter, die Kirche, für den Monat Oktober eine besondere Waffe zu ganz besonderen Kampfeszeiten in die Hand reichen; sie hat dieses starke siegreiche Schwert selbst geweiht, und die Kraft der Unüberwindlichkeit hineingelegt. Auch in der Hand des Schwächsten noch könnte es Wunder wirken. Das ist der hl. Rosenkranz.

Gerade Männerhände ehrt diese Waffe besonders; ein Tilly hat sich seines Rosenkranzes nicht geschämt. Warum auch sich seiner schämen? — Setzt der Rosenkranz sich nicht zusammen aus den ältesten, ehrwürdigsten und heiligsten Gebeten, über die unsere Kirche verfügt? Das „Gegrüßet seist du, Maria“ floß zuerst als Himmelsgruß von Engelslippen, und das „Vaterunser“, das wir je zehn „Ave Maria“ vorlesen, hat uns unser göttlicher Heiland selbst zu sprechen gelehrt. Während der mündlichen Gebete aber, oder eine Weile jedesmal vor dem Beten der einzelnen mündlichen Gebetsgelehe verweilt unser Geist betrachtend bei den erhabendsten und ergreifendsten Geheimnissen unseres hl. Glaubens. Dann läßt sich das Herz gewinnen von der Erlöserliebe des Christkindleins zu Bethlehem, tröstet vom Manne der Schmerzen auf Golgatha und zur Freude stimmen durch die starke Freude des siegreich Auferstandenen. Alles, was das Herz bewegt, angeht der eigenen Not und der Not des Vaterlandes, vielleicht bei schweren Schicksalsschlägen in harter Kriegszeit, alles Bangen, alles Hoffen, alle Freude, alle Trauer fließen ein in das Gebet, werden mild verklärt und umgewandelt in mutiges Gottvertrauen und große tätige Opferliebe.

Alter, wahrer, echter, tiefer und starker Christengeist liegt im Rosenkranz-Gebete und deshalb paßt es so besonders gut auf Männerlippen; doppelt und dreifach in unseren Tagen. Durch diese Waffe wollen wir mitliegen helfen.

Auch ein Säugengel.

Geschichtliche Erzählung aus dem Kriegsjahre 1866. Es ist schon eine lange Reihe von Jahren her, da erzählte in einer Gesellschaft ein älterer Herr aus Wien eine Begebenheit aus der Zeit, da er noch als Dragoneroffizier im österreichischen Heeresdienst stand. Das von ihm glaubwürdig mitgeteilte Ereignis liefert einen kleinen Beitrag zu der unbestreitbaren Tatsache, daß der liebe Gott keine gute Tat unbelohnt läßt, und nicht selten unschuldige Kinder zu Werkzeugen seiner Vorsehung erwählt und sie unbewußt gleichsam Säugengelddienste ausüben läßt.

Zur Bestätigung dieser Wahrheit möchte ich den Lesern jene Begebenheit nicht vorenthalten. Ich lasse den ehemaligen Offizier selbst sprechen. Nach der für uns Oesterreicher so unglücklich verlaufenen Schlacht von Königgrätz 1866 mußten wir Dragoner den Rückzug decken. Wir hatten zunächst die Aufgabe, den nachrückenden Feind von einem Dorfe fernzuhalten, um dadurch eines unserer Artillerieregimenter auf der Landstraße einen Vorprung gewinnen zu lassen. Dabei mußte unsere Schwadron durch eine schmale Gasse sprengen. Am Ende derselben galt es, eine Straßenzugung gegen preussische Husaren zu behaupten.

Unser Rittmeister, Graf W. v. R. . . . — trotz seiner Jugend von seltener Herzensgüte und Milde —, verlor bei dieser schwierigen Lage den Kopf nicht und führte aus, daß es eine Freude war.

An der Kreuzung war bald ein wildes, schreckliches Durcheinander von Pferden, Wagen und Reitern, und mitten in dem Wirrwarr sahen wir plötzlich einen — Knaben von höchstens vier bis fünf Jahren, schmutzbedeckt und in zerrissenen Kleidern, aber mit einem Ausdruck engelgleicher Schönheit und Unschuld im Angesicht.

Der Himmel mag wissen, wie das Kind mit einem Male dahingekommen! Das Kind mitten im Kampfgewühl. Keiner der unsrigen konnte es sich erklären.

In seiner Todesangst vor unseren Pferden geriet der Knabe zu nahe an ein Wagenrad; die Vorderachse

ff ihn zu Boden; im nächsten Augenblick mußte das Hinterrad über seinen Kopf gehen und ihn zermalmen.

Wir schwindelte bei dem Anblick. Wie es zunging, daß der Kleine gerettet ward, begreife ich heute noch nicht ganz. Ich sehe nur noch unseren guten Rittmeister vor mir, wie er das Kind im Augenblicke der Gefahr beim Arme erfaßte und mit starker Hand vor sich in den Sattel warf.

Der Wadere mußte die Gefahr eher bemerkt haben als wir alle. Und was er als Reiter zu leisten imstande war, wußten wir, daß er ein Waghals im Reiten sei, hatte er zu oft auf dem Exerzierplatz gezeigt, wo er wie ein Kunstreiter ein Stück Papier im Vorbeizug vom Boden aufhob. So hatte er jetzt auch den Knaben wie im Fluge erfaßt, und als er ihn nun vor sich auf dem Pferde zurechtsetzte und das blondgelockte Köpfchen des zitternden Kleinen an seine Brust drückte, da leuchteten die Augen des eben jungen Mannes und schimmerten feucht vor Freude, als wenn er ein Königreich erobert hätte. Ein einstimmiges Hurra seiner Dragoner lobte seine schöne That und dann ging es fort gegen die andringenden Feinde.

Wie lange wir den ungleichen Kampf, der noch manchem von den Unseren das Leben kostete, aushalten mußten, vermag ich heute nicht mehr zu sagen. Endlich nach langem, blutigem Ringen wurden wir aus unserer schwierigen Lage durch einen großen Trupp von Kürassieren befreit, die mit uns den Feind verjagten. Nachdem wir noch eine Weile geritten waren, kamen wir zur Ruhe und konnten bivouakieren.

Da fiel mir der Knabe wieder ein, und die Neugierde trieb mich, seinetwegen zum Rittmeister zu reiten.

Nie vergesse ich den traurigen Anblick, den ich da hatte!

Reichenblatz saß der Rittmeister auf einem Feldsteine. In seinem Schoße ruhte der Kopf des Kleinen, dessen Glieder starr und unbeweglich zu Boden hingen, — er war tot. Unverwandt schaute der Graf in das auch im Tode engelsschöne Antlitz seines armen Schütlings; ich merkte es zu deutlich, daß er nur gewaltsam die Tränen unterdrückte.

Als das Bivak geordnet war, drängte sich alles um unseren Führer und die Leiche des Kleinen unbekannt. Wie sonderbar! So manchen lieben Kameraden hatten wir zu betrauern, und doch hatte der Verlust seines einzigen so tiefe Theilnahme erweckt, wie der Anblick des toten Knaben. Ist es nun doch einmal Los und Bestimmung des Kriegers, sein Leben aufs Spiel zu setzen, und wenn es Gott will, zu opfern; aber warum hatte dieses unschuldige Kind auch sein Leben lassen müssen?

Zuerst schien es uns keine sichtbare Verletzung zu haben, doch zeigten seine Züge jenen Ausdruck von Schwäche, der immer als Folge einer tödlichen Schußwunde eintritt. Bei näherer Untersuchung stellte der Arzt fest, daß zwei Kugeln aus einer Reiterpistole den Tod des Knaben herbeigeführt hatten; die eine die ihm den Brustkasten zerschmetterte, stak noch in der Brust, die andere war durch den Unterleib gedrungen und unter dem Kreuz wieder herausgekommen. Die zweite Kugel zog unser Rittmeister mit tiefgriffenem Blick aus seiner Tasche; sie hatte auch ihn noch gestreift und war, ohne ihn bedenkend zu verletzen, in seiner Uniform stecken geblieben. Beide Kugeln hätten dem Grafen unfehlbar den Tod gebracht, wenn er den Knaben nicht vor sich auf dem Pferde gehabt hätte.

So war das unschuldige Kind, dem der edle Jüngling das Leben rettete, wenige Stunden später seinem Lebensretter selbst zum Schutengel geworden. Gott läßt nicht Gutes unbelohnt!

In heftiger Erregung kniete der Rittmeister, als er uns in wenigen Worten seine Rettung erzählt hatte, an der Leiche des Kleinen am Boden nieder und bedeckte in überquellender Dankbarkeit das schöne Gesicht des armen Engels mit Küffen und Thränen.

Laut- und regungslos standen wir da; selbst die gefühllosesten Reiter waren ergriffen. Mir wurde so weh ums Herz, daß ich mich zur Seite schlich und weinte. Und in banger Behmut dachte ich an meinen eigenen Bubens daheim, an mein gutes Weib, an die lieben Eltern, an Heimat und Kindheit.

Dann raffte sich der Rittmeister auf. Die Leiche seines Schütlings und Beschützers übergab er seinem Bedienten, damit er sie in Eile auf das gräßliche Schloß seiner Mutter in Steiermark bringe und in der Familiengruft den fremden, armen Kleinen beisetzen zu lassen.

Vor dem Abschied bezeichnete er des Kindes lilienweiße Stirn mit dem Kreuzzeichen, sprach im stillen — und mancher aus unserer Mitte tat es im Herzen mit ihm — ein kurzes Gebet, und dann kommandierte er Aufstehen. Eine Abtheilung Dragoner mußte als Reichenbegleitung eine Straße mitreiten. Voraus eine Anzahl Reiter, dann der Bediente mit dem Handpferd, das die Leiche trug, darauf der Rittmeister und mit mir drei andere Offiziere, zum Schluß wieder einige Dragoner.

So ging in stiller Trauer der Reichenzug vorwärts. Als wir an den Zurückbleibenden vorbeizogen, salutierten die Soldaten, die Trompeter bliesen ernste Weisen, — es war eine erschütternde Reichenfeier eines Schutengels.

Am Feldkreuz.

Mit unwiderstehlicher Gewalt drängt sie es alle hinaus, die daheim bleiben, zum alten Feldkreuz hin. Aus dem tiefen Nachtdunkel tauchen sie in den fahlen Lichtschein zweier Laternen, die in den Nesten der knorrigen Eiche baumeln. Vom Kreuzholz schaut das gefurchte Antlitz des Erlöserbildes, des großen Erbarmers, auf die Menschen dort unten zu seinen Füßen.

Seit hundert Jahren sieht er da hinab. Viele kamen einst in schwerer Zeit und knieten dort, wie heute. Die Vorübergangen, sprachen von Schlachten und Siegen, wie heute. Dann ward's still am Kreuz. Lange, lange Friedensjahre. Nur hin und wieder beugte ein altes Mütterchen sein steifes Knie, legte ein junges Menschenkind die ersten Feldblumen im Grase nieder. Und dann und wann drangen Männerstimmen herauf, spottend, fluchend, seit dort drüben die Kamine wuchsen. Und des Abends, wenn die jungen Leute kamen, war's nicht besser. Und nun? Wer führt euch her, ihr Väter?

Der Krieg, der Krieg!

In den ersten Reihen vorn, auf Baumstämmen knieend, die Kinder mit ihren hellen, lauten Stimmen. Ihre Väter zogen schon vor Wochen hinaus. „Gegrüßet seist du Maria . . .“ Durch die Hände gleiten die Körner des Rosenkranzes. „O Maria, hilf . . .“ Klingt es im Chöre nach. Eine alte Mutter fährt mit der Spitze des bunten Kopftuchs durchs Auge. Ihr Einziger denkt vielleicht irrendwo in Feindesland auf einsamer Wacht ans Mutterhaus, oder ruht in den Fieberphantasien schwerer Wunden nach ihr. Oder gar? Seit zwei Wochen kam keine Kunde mehr. O Maria hilf!

Dort hinten am Bach träumt im Silberhaar ein alter Krieger von vergangenen Tagen. „Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre!“ Seine Faust ballt sich zusammen. . . . „Herr, erhöre uns!“ Abseits im Grase kniet eine Frau. Ihr Mann — wo mag er sein? — Ihre Hände krampfen sich fester zusammen. „Herr, erbarme dich unser!“

Vom Kreuze schaut der ernste Blick des Erlösers nieder. Dort tief im Schatten ein mühsam verhaltenes Schluchzen. In drei Monaten soll Verlobung sein. Das war sein letztes Wort gewesen. Und nun war er fort, ohne Abschied, aus der Kaserne zum Schlachtfeld, der schmucke Knab vom Husarenregiment. Ob sie ihn jemals wiederseht? . . . Ein strammer Burtsche dort, mit goldenem Herzen. Freiwillig hat er sich gestellt. Soll weiteren Befehl abwarten. Wie die Tage schleichen! Wie die Schneeden neben ihm am Wege, so kommt es ihm vor. Jauchzend rollt ihm das Blut durch die junge Brust. Er betet um Waffen für seine Hand und Sieg.

So kommen sie alle. Aus den Dörfern und Höfen und Weibern. Wo ein Feldkreuz steht, liegen sie betend auf den Knien. Ernst und würdig, vertrauend und unbezagt. Hinter dem Heere von Kämpfern steht ein Heer von Vatern . . .

Ueber die Verge streift der Mond. Und in den Abendhimmel taufen die Scheinwerfer der nahen Festung mit langen Armen.

Heidestimmung.

Ich wandte durch den Tannenwald und über die einsame Heide. Einsam und doch kurzit so schön, rothschimmerns vom blühenden Heidekraut; hier ein Flecken, dort eine breite Fläche. Die zierlichen Blüten, so föstlich gefärbt, eine jede für sich in ihrer stillen, bescheidenen Schönheit eine Augenweide; dann viele vereint eine blühende Traube und diese dann in reicher, verschwenderischer Fülle ein großer, prangender Teppich. Das ganze so recht das Bild sowohl

des stillen Glückes des Einzelmenschen, der mit der Natur und mit sich selbst im Frieden lebt, wie des wohlgeordneten Aufbaues des Volks- und Staatsganzen aus einer Fülle gesunder, wohlgeratener Lebewesen: Wenn die Blume selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten.

Doch die Gedanken schweifen von der Stätte des Friedens und der Ruhe bald wieder dahin, wo der Kriegslärm schallt, wo unsere Söhne und Brüder sich abmühen und hinopfern, wo das Feld sich auch rötet wie hier, bald in einem einzelnen Fleck, wo ein Brader sein Blut vergießt, bald in breiten Flächen, wo das Blut in Strömen fließt: hier einer, dort Hunderte, wie auf der Heide, deren Bild sich uns als ein Gleichnis ausdrängt.

Und dann: der Tod macht alles gleich, wie hier auf der Heide alles in schlichter Einigkeit mitammen steht: gleiches, verfühnendes Opfer, gleiches Schicksal, gleiches Ende und gleiche letzte Ehrung. Hat doch der eine deutsche Fürstensohn, der dieser Tage gefallen ist, unmittelbar vor seinem Ende bestimmt, er wolle inmitten seiner braven Kameraden bestattet werden!

Wiederrum wird Eisen und Blut zum wunderbaren, heiligen Kitt eines Volkes, das sich im Wohlleben des Friedens nicht recht zusammenzufinden vermochte. Ist der Krieg auch eine gewaltige Heimfuchung, aber er bringt auch, wenn er wie für uns, ein heiliger Verteidigungskrieg ist, reichen Segen, nicht zumindest den der Versöhnung und festen Bindung aller Derer, die vom selben Stamm sind und besser mehr voneinander gingen als miteinander lebten und weben. Schmüdet die Gräber der Krieger mit Heidekraut als dem besten Sinnbilde ihres Opfertodes; es ist der rechte Ehrenpreis. Dazu mit Eisen, dem immergrünen, dem Sinnbilde nimmer erlöschender Erinnerung und Dankbarkeit!

Wie wir den Hinterbliebenen gefallener Krieger begegnen sollen.

Die ernste Gefolgschaft der glänzenden Siege unserer deutschen Armee bilden die stetigen Verluste derer, die auf dem Felde der Ehre geblieben sind. Ihre Namen werden einst in Erz und Stein der Nachwelt überliefert werden; ihr bis in den Tod getreues Heldentum bildet eine bleibende Kräftequelle des sittlichen Ernstes der Nation. Aber das alles kann den ersten Schmerz derer kaum lindern. Die Menschen dahingeben mußten, welche ihnen bisher das Feuerste auf Erden gewesen waren. Diesen Schmerz sollen wir nicht bloß verstehen, wir sollen ihn achten. Einem Trauernden würdig zu begegnen, dazu gehört immer, jetzt aber zweifach, Herzenssakt. Schon um deswillen lassen sich gewiß keine allgemein verbindlichen Regeln aufstellen. Aber doch liegt es in eines jeden Hand, durch sein Benehmen Herzenswunden eher zu schließen, als sie durch Unbedacht zu erweitern.

Nicht allen ist es gegeben, durch ein linderndes Wort betrübten Seelen wohlzutun. Aber sie verfügen zumeist über eine geheime Quelle des Trostes, die oft aufrichtender wirkt als erhebender Zuspruch: das ist ein stummer Händedruck und ein treuer Blick aus aufrichtigen Augen. Weber als alles tut innere Teilnahmslosigkeit, die hinter gedankenlos, gar frommeindenden Phrasen sich zu verbergen sucht. In eines Trauernden Seele, selbst der, welche nach außen hin vor Schmerz schier abgestumpft erscheint, sind unzählige geheime Lastorgane des Empfindens überwach. Jedes unechte Gefühl schmerzt sie wie ein geheimer Peitschenschlag. Es mag sein, daß wir Trauernden begegnen, mit denen uns kein inneres Interesse verknüpft. Dann bezeugen wir ihrem Schmerze die Wohlthat ehrerbietigen Zurückstehens.

Aber gewiß, andererseits gibt es nichts Gewaltigeres als das Wort. Im Wort liegt die Urkraft und der Adel des Menschthums. Darum kann es auch nichts Trostreichereres geben, als das Wort, wenn es emporsteigt aus dem tiefen Goldschatz eines geweihten Herzens. So spricht mit den Trauernden, wenn dir die Kraft solchen Wortes verliehen ward. Großes vermag es in ihnen oft schon auszuwirken, wenn es gereift ist in der Sonne männlicher, siegreicher, zum Lebensinhalt gewordener Vaterlandsliebe. Größeres aber und Größtes in der Aufrichtung gramgebeugter Menschenseelen wird gerade jetzt persönliches Wirken christlicher Charaktere vollbringen. An die Front mit ihnen, denn für sie wird der Schmerz immerdar nur das Ackerfeld einer Saat bilden, die Frucht bringt für die Erntemännern göstlicher Alliebe, vor der auch tiefstes Menschenthum des einzelnen zu einer Hoffnung über das Grab hinaus sich verklärt. (Sonntagsbote.)

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

An die Frau des Kriegers.

Ach Gott, wie ist es der Frau eines im Feld geackerten Landwehrmannes zumute, die viele Kinder am Leibe hangen und wenig einzunehmen hat! Auch wenn man gar nicht an das Aller schlimmste denkt und der Vater mit Gottes Hilfe wieder heimkehrt — wie soll eine mittellose Frau mit einem Häuflein Kinder sich die Zeit überdauern lassen, falls der Feldzug lang währt, bis in den Winter, ja bis ins nächste Jahr hinein? Die reichen Familien können sich leichter helfen, die leiden auch im Kriege keinen Mangel. Ganz anders steht aber eine Familie da, die einzig auf der Hände Arbeit angewiesen war. Woher Geld nehmen, wenn keines mehr herinkommt, weder hinten noch vorne? Die Kinder wollen jedentag dreimal essen und brauchen Kleider und brauchen Schuhe — der eine Bub läuft schon einige Tage mit zerrissenen Sohlen auf dem Erdboden. Und Krämer, Bäcker und Metzger wollen alles gleich bezahlt haben. Ist das ein Wunder, wenn man manche Nacht vor lauter Kummer und Sorgen kaum ein Auge zumachen kann?

Ja, liebe Seele, du bist recht übel daran. Aber jetzt heißt es einen starken Glauben haben und auf Gott vertrauen. Schau der Krieg ist eine Windmühle, worin Spreu und Weizen geschieden werden. In Krieg und Not da tritt hervor, was in einer christlichen Frau steckt, ob ihr Christentum bloß eine aufgeschossene, weiche Jonastraße ist, die un er dem Wogen eines Sturmes abstrbt, oder ob es ein starker, festgewurzelter Eichenbaum ist, der auch im regenlosen Sommer noch aus der Tiefe Fruchtigkeit saugt und den kein Wettersturm umreißt. Die einen Frauen haben jetzt völlig den Kopf verloren, tun nichts als jammern und wollen schier verzweifeln, während die andern den Kopf hoch halten, gar nicht klagen und voll ruhiger Zuversicht bleiben, obwohl ihnen der Schmerz nicht weniger heiß brennt. Diese letzteren erweisen sich als echte Christinnen, zu ihnen wünsche ich dich rechnen zu können!

Jawohl, nun ist die Stunde da, wo es sich darum handelt, ernst zu machen mit deinem Christenglauben und Christenleben. Als stände es dir an jeder Wand, in Küche und Stube auf einem gedruckten Anschlag vor Augen, so muß du dich unablässig an die große Wahrheit erinnern, daß wir unieren Vater droben im Himmel haben. Kennt er nicht jedes seiner Kinder mit Namen? Denkt er nicht liebend an deine Not? Und weiß er nicht mächtig zu helfen über allen Begriffs- und Menschenverstand hinaus? Und der Befehl der Beipredigt, nicht ängstlich zu fragen, was wir essen oder was wir trinken und womit wir uns begleiten werden, er darf dir jetzt kein toter Buchstaben bleiben, sondern muß von dir so streng wie ein Kriegsartikel befolgt und in die Tat umgesetzt werden. Hänge also keinen kleintüchtigen, finsternen Grübeleien nach wegen der nächsten Zukunft, sondern verlasse dich ruhig auf deinen und deiner Kinder Bivovater im Himmel. Wenn du das Vertrauen nicht verlierst, so wird er euch durch die schwere Kriegszeit hindurchführen wie das Israelitenvolk durch die brot- und wasserlose Wüste, wie die Wittfrau von Sarepta mit ihrem Sohn durch die dreijährige Hungersnot. Das sage nicht ich, das verbürgt dir Gottes Wort in der heiligen Schrift, und dieses ist Wahrheit.

Aus dem Feldbrieft von Heinrich Mohr „An die Frau des Kriegers.“ Neben diesem sind noch erschienen: „An die Mutter des Kriegers.“ — „An unsere Helden im Feld — von unseren Toten.“ — Diese Feldbrieft sind im Verderchen Verlag, Freiburg erschienen und kosten jeder 15 Pfg., sie seien bestens empfohlen.

Etwas von der Mode

Offentlich räumt der Krieg auch mit der „modernen“ abscheulichen nichts weniger als sittlichen Da-

menmode gründlich auf, sodas unsere Krieger, wenn sie aus dem Feld heimkehren, von Frauen und Töchtern in edler, sittlicher, schöner und zweckdienlicher Kleidung begrüßt werden, von echten deutschen Frauen in deutscher Tracht und deutscher Tracht, nicht von „Damen“ in französischer Mode und Schlitzen. Es gibt ein Bild, man findet es zuweilen in Schulen, auf dem germanische Frauen, die siegesfrohen Helden bei der Heimkehr grüßen. Schön fließt das Kleid von dem freien Hals über die Schultern zum Gürtel und dem leicht beschubten Fuß. Denken wir uns neben diesem Bild das Porträt einer Modedame unserer Tage, neben Thuisnela, der Gattin des tapferen Cheruskerfürsten Hermann, der die Römer im Teutoburger Wald vernichtete, eine Emmi oder Anni, oder Greti, wie man sie jetzt in den Straßen herumtänzeln sieht; neben einer Elisabeth von Thüringen eine Modedame aus der nächsten Stadt! Welch ein gewaltiger Unterschied, welcher Abstand. Wieviel Zweckdienlichkeit, Schönheit, frauliche Würde dort, wie viel Vernunftwidriges, abgeschmackt Pöfliches, herausforderndes Zurschaufstellen hier. Diese sonderbaren Gestalten in Ellipsenform, oben spitzig, unten spitzig, in der Mitte breit. Schön ist anders. Die willkürlichen Ausweitungen oder Einschnürungen sind eine Verzerrung der natürlichen Körperlinien; sie betonen in übertriebener Absichtlichkeit einzelne Körperformen und wenn zu diesem Zurschaufstellen noch ein dünner oder durchbrochener Stoff hinzu kommt, der Körperteile, welche verdeckt sein sollen, hervorscheinen läßt, dann ist die Schamlosigkeit fertig, auch wenn sie vielleicht gar nicht beachtlich ist. Wer aber den Sinn verliert für das, was in der Kleidung schädlich ist, der ist auch bald gegen anderes abgestumpft, wer seinen Körper dreisten Plündern hingibt, läßt sich auch bald Schlimmeres gefallen.

Wie ungesund ist nebenbei die moderne Frauenkleidung! Die engen Röcke, die sich hemmend um die Beine schlingen, wie viel Unglücksfälle bei eiligem Gehen, beim Treppenauf- und -absteigen, beim Verlassen der Elektrischen, des Wagens, oder der Eisenbahn haben sie auf dem Konto! Der enge Rock bietet auch zu wenig Schutz gegen die Witterung. Unter dem festanliegenden Rock tragen die Modedamen das allerknappste Unterzeug. Diese leichten, den Körper eng umschließenden Kleidungsstücke halten in der kalten Jahreszeit nicht genügend warm, weil zwischen Körper und Kleidung kein genügender Raum ist für die Luftschichten, die die Körperwärme aufnehmen; eine zu schnelle Abkühlung verhindern und eine gesunde Arbeit der Hautporen fördern. Dadurch ist gefährlichen Krankheiten Tür und Thor geöffnet. Das Marterinstrument „Korsett“ genannt, ist eines der schlimmsten Feinde des Frauengeschlechtes. Es preßt den Leib und die zarten Organe des Frauenkörpers in einer Weise zusammen, die von den allernachtheiligsten Folgen für die unvernünftige Trägerin selbst und das Glück einer späteren Familie sein kann. Trotz aller Warnungen der Aerzte wird der Banger beibehalten. Ein anderer Unfug sind die dünnen Blusen, die man nicht nur in der heißen Jahreszeit, sondern vielfach auch im rauhen Herbst und sogar im kalten Winter trägt. Das soll zur Abhärtung dienen, heißt's; in Wirklichkeit hat sich manches Mädchen dadurch schon den Tod geholt. „Diese dünnen Fäden“, sagte einmal ein Arzt, lassen die zarten Lungenpipen vollständig ungeschützt, die haben mehr Morde auf dem Gewissen, als ein Mensch ahnt.“ Aber weils „Mode“ ist, friert man, erkälter sich und holt sich den Tod. Geradezu lächerlich wirkt es, wenn auf solch spinnwebdünnen Blusen ein Pelz getragen wird, der jedes Lüftlein vom Hals abschließt und darum wieder so ungesund ist, wie nur möglich ist. Die zarten Organe gibt man schutzlos der rauhen Witterung preis, und mummelt das ein, was naturgemäß frei und blaß sein dürfte. Ueberhaupt die Pelze! Wenn ein von der Kultur unberührter Mensch in unsere Länder käme und er sähe unsere Frauen, wie sie nach modischer Art mit Fellen behänt sind, könnte nichts anderes denken, als daß es Rägerinnen sind, die mit ihrer Beute von der Jagd heimkehren. Fobel, Wader, Fuchs und etliche andere hängen mit schlaffen Leibern, an denen Kopf und Pfote haften, über den Schultern unserer Frauen, über dem Muff hängt noch eine Portion kleiner Tiere und unter dem Unterrand liegt auch noch ein kleiner Tierkörper. Daß man anfängt Beilchen und Hasen auf dem Pelzwerk zu tragen, verbessert nichts. Es ist eine widersinnige Extravaganz. Die Hände, die doch bei jedem jungen lebenskräftigen Mädchen vom Zugreifen, wo es notwendig abgehärtet sein sollen, begräbt man in einen

Muff, den nachzutragen eine Last ist, den unsere Urgroßmütter für einen Reisefack halten mühten, wanderten sie wieder zwischen uns. Taschentuch, Gabelbeutel, Rosenkranz — wenn man einen hat — hat man früher in die Kleidertasche gesteckt — heute schleppt jedes weibliche Wesen — auch schon die Kinder — dafür eine eigene Tasche überall mit hin, eine alberne Mode; freilich in dem engen Rock ist kein Platz für eine ordentliche Tasche. Füße und Beine, die nach alten erprobten Nergeln warmzuhalten sind, stecken in Schleierstrümpfen, durch die das Fleisch durchschimmert, die jeden Tag zerreißen und in Halbschuhen — meistens sind sie weiß, wie wenn's zum Ball oder zur Hochzeit ginge, — die der dümmste Schuster nicht so widersinnig erfunden und so gesundheitschädigend hergestellt hätte, wenn nicht eine Modenarrheit sie forderte. Geradezu abscheulich ist es, wenn 12—14jährige Mädchen mit nackten Beinen und kurzen Röcken herumlaufen, mit Strümpfen, die höchstens ein paar Finger breit über die Schuhe reichen. Eine Frau vom Lande, die diese „Mode“ zum erstenmal bei einigen Sommerfrischlern sah, meinte, das sieht ja aus, als wenn die Leute zu arm seien, um sich ein paar ordentliche Strümpfe zu kaufen. Der hohe Stelzenabsatz gestattet nur einen trippelnden und wackelnden — ganz unnatürlichen Gang, er verhindert die Federkraft der Fußwölbung, die in ihrer praktischen Eigenart ein Kunstwerk des Schöpfers ist, bewirkt durch sein hartes Aufstoßen eine andauernde Erschütterung der Unterleibsorgane, die höchst nachteilig ist, von den Hartverhärtungen, der Schwächung der Sehnen, der Mißgestaltungen und Verkrüppelungen der gemarterten Füße gar nicht zu reden. Auch der Kopf wird mit schrecklichen Haartwülsten malträtirt, meist auch noch von anderen Leuten. Die Luft sollte durch die Haarwellen die Kopfhaut erreichen können, stärkend und erfrischend. Aber Unterlagen und Auflagen, Lockenbündel und falsche Köpfe sorgen dafür, daß der Wind nicht durchkommt. Und dann wundert man sich, wenn der Kopf schmerzt, wenn man das Gefühl eines dumpfen Trüdens nicht los wird, wenn die Migräne nicht weichen will. Und endlich die Hüte! Einmal groß, daß man nicht durch gewöhnliche Türen kann, einmal lächerlich klein wie ein Dessertteller, sodas er in seiner Kleinheit und Randlosigkeit fast gar keinen Schutz gewährt, wozu er doch eigentlich da ist, einmal hoch wie ein Zylinder, ein andermal aewölbt wie Bienenkörbe oder Kirchenglocken. Dabei die verweagene Federbüsche, die kühnen oder verdrehten Bondschleifen, mit denen man nichtsahnenden Leuten unversehends durch das Gesicht wischt; oder die Augen bedroht. Schön sind sie nicht — schon weil sie ungewidmähig sind. Von ihnen und ihrer Schönheit mag gelten, was Abraham a Santa Clara vor fast 200 Jahren schrieb: „Es sind aber die Hüte alle Tage so veränderlich, daß ein Hutmacher fast ein Doktor abgeben muß und stets auf neue Modelle muß gedenken, denn bald ist ein Hut so hoch wie ein Futterfack, dann bald wieder wie ein holländischer Käz, bald breit wie eine Schießscheibe, bald schmal wie ein Hafendedel, bald zugespitzt wie eine Papierdüte, bald zusammengebuckt wie ein Napfsucher, bald schwarz wie ein Tintenfass, bald weiß wie ein Mehlack, bald grau wie ein Schwalbennest, bald grün wie eine Laubhütte, bald rot wie ein Hahnenkamm. Sonst pflegt man zu sagen: Viel Köpfe, viel Sinn; aber jetzt heißt es: Viel Köpfe, viele Düt. Denn es gibt große und kleine, dicke und dünne, schwere und leichte, gerade und gebogene, gute und schlechte, teure und wohlfeile Hüte; sogar findet man achteite Hüte, mit denen oft natürliche Köpfe bedeckt sind.“ — So viel ist also sicher, die moderne Frauenkleidung ist weder schön, noch gesund, noch sittsam. Darum fort mit ihr!

Für die Kriegszeit.

Beten wir für unsere kämpfenden Soldaten und unser Vaterland.

Opfern wir heilige Kommunionen, Werke der Abtötung und der Nächstenliebe dem lieben Gott für unser Vaterland auf.

Sühnen wir unsere Sünden durch Buße und Besserung, reuige Einkehr und stille Geistesammlung.

Flehen wir insbesondere für die Schwerverwundeten um Linderung ihrer Schmerzen und um Geduld.

Gedenken wir der Seelen der Gefallenen.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbruderkerei in Sulda.

Nr. 41. Sonntag den 11. Oktober 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten. — Hochzeitsgäste. — Aus dem Kalender der Woche. — Kasernen-Abendstunden. Der Gottesglaube im Kriege. — Heilige Kommunion eines Wachtposten vor Vürtz. — Mobilmachung. — Am Bahnsteig. — Splitter. — Was hat der Krieg Gutes gebracht? — Näher zu Gott. — Für uns.

Wochenkalender.

- Sonntag, 11. Oktober, 19. n Pfingsten. Messe vom Sonntag (Fest der Mutterschaft Maria.)
- Montag, 12. Oktober. Messe vom Tage. Maximilian.
- Dienstag, 13. Oktober. Eduard, Bekenner.
- Mittwoch, 14. Oktober. Burchard, Bischof u. Bekenner.
- Donnerstag, 15. Oktober. Theresia, Jungfrau.
- Freitag, 16. Oktober. Eulius, Bischof und Bekenner.
- Samstag, 17. Oktober. Hedwig, Witwe.

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten. Das Gleichnis vom königl. Hochzeitsmahl.

Evangelium Matth. 22, 1-14.

In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnistrede vor. Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermals sandte er andere Knechte aus und sprach: „Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Kalbviertel in geschlachtet, und alles ist bereit, kommt zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege, einer auf seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die übrigen aber ergriffen seine Knechte, taten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsknechte aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: „Das Hochzeitsmahl ist zwar bereit, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Sehet also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wen ihr immer findet.“ Und seine Knechte gingen aus und auf die Straße und brachten alle zusammen, die sie fanden, Gute und Böse, und die Hochzeit ward mit Vätern ganz besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen, und er sah dabeistehende Menschen, die kein hochzeitliches Kleid anhatte. Und er sprach zu ihm: „Freund, wie bist du da herin gekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhattest?“ Er aber verstummte. Da sprach der König zu den Dienern: „Hi det ihm Hände und Füße und werlet ihn hinaus in die äußerste Finsternis, da wird Weinen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, wenige aber auserwählt.“

Hochzeitsgäste.

(Nachdruck verboten.)

Ein Spiel irdischer Freuden bildet für viele Menschen die Hochzeit. Nicht nur der Bräutigam und die Braut, auch die Gäste versprechen sich vom Hochzeitsmahl Berge von Genüssen. Da gibt es Speisen und Getränke, die im Alltagsleben nicht auf den Tisch kommen; die Tafel ist geziert mit einer reichgeschmückten Decke und mit bunten Straußen. In kristallinen Gläsern

perlt der edelste Wein. Man setzt eine freundliche Miene auf, scherzt und plaudert um die Wette, und singt ein tröbliches Lied, aller Lust und Freude läßt man die Zügel schiefen und schickt Sorgen und Leid in's Pfefferland.

Was meinst du nun, ist es nicht vom Heiland eine Herablassung sondergleichen, daß er sein Verhältnis zur Menschenseele unter dem Bild einer Hochzeit darstellen will? Und wissen und merken mußt du, daß er als Gäste uns alle annehmen, uns alle bedienen, uns alle erretten will, die wir seiner Einladung Folge leisten, die wir seiner Kirche uns anschließen, die wir seine Gebote beobachten, seine Gnademittel empfangen, als treue Diener ihm uns hingeben. Laß dir sagen und versichern, daß wir im Dienste Jesu es besser haben als ein Gast an der Hochzeitsstapel. Oder meinst du, der Heiland lasse dich Not leiden an irgend einem Verhältnis des Leibes oder der Seele? Durchgehe einmal dein Leben von der Mutter Schoß an durch alle Tage der Kindheit, der Jugend, des reiferen Alters bis zur heutigen Stunde — und schau, ob es dir nicht ergeht wie den Aposteln, die der Herr einmal fragte: „Als ich euch hinaus schickte ohne Geld und ohne Stock, hat euch da etwas gefehlt?“ Und treuherzig mußten sie antworten: „Nein!“

Schwammen nicht Adam und Eva in Glück und Seligkeit, so lange sie Gott dienten im Paradies? Kaum aber hatten sie sein Gebot übertreten und vom verbotenen Baume gegessen, da heiterte sich das Unglück an ihre Fesseln und verfolgte sie und ihre Kinder und Kindeskinde bis zum letzten Augenblicke.

Oder hat Gott den Daniel verlassen, als er in der Löwengrube schmachtete? Den Rachen der schlafenden Denton hat Gott zugeschlossen wie mit einem eisernen Maulkorb und erschreckte sie mit dem funkelnden Auge seines Hornes, daß sie in die Höhle sich duckten wie schreue Vämmer. Zur Zeit des Essens aber nahm flugs ein Engel den Habakuk beim Schoppe und trug ihn durch die Lüfte zu Daniel; diesem wurde das Mahl ausgehändigt, das Habakuk den Schmütern zugedacht. Mit freudigem Staunen rief Daniel aus: „So hast du meiner gedacht, o Gott, und nicht verlassen, die dich lieben.“ (Dan. 14.)

Elias hatte in seiner Wüstenei einen Raben zum Viejeranten, der ihn alle Tage mit Brot versorgte. Ein anderes Mal, wo er schon dem Ver-schmachten nahe war, streß ihn ein Engel in die Seite, weckte ihn auf vom Schlafe, zeigte ihm ein

in Arche gebadenes Brot und einen Krug mit Wasser und sprach: „Stehe auf, isz und trink, denn du hast noch einen weiten Weg.“

Was liest du von den ersten Christen, die mit dem Dienste Gottes Ernst machten, die alles Irdische auszogen wie einen alten Rock, die von der Vorsehung lebten wie der Vogel im Gezweig? Wie eine Melodie aus dem Paradiese hört sich die Schilderung an, die der hl. Lukas entwirft: „Kein Dürftiger war unter ihnen! So viele nämlich Acker hatten unter ihnen, verkauften sie dieselben und brachten den Erlös den Aposteln, und einem jeden wurde zugute, was er bedurfte.“ (Apostelgeschichte 4, 34.)

Mag eine Landschaft schön sein, wenn sonnenbeglänzt die Dörfer daliegen, wenn auf sattigen Weiden die Schafe und Röhre werden, wenn unter der Last des Dostes die Äste sich biegen, wenn vom Rebstock die blaue Traube lacht — schöner sind die Bilder und Schilderungen, die der hl. Geist in der Schrift vom Glück der Frommen entwirft.

„Selig der Mensch, der in den Rat der Gottlosen nicht geht und auf dem Wege der Sünder nicht steht und auf dem Stuhle der Schlechtgeit nicht sitzt, sondern der am Geleze des Herrn seine Lust hat und über sein Geleze nachsinn bei Tag und bei Nacht. Wie ein Baum ist er, der gepflanzt ist an Wasserbächen und seine Frucht bringt zu rechter Zeit. Kein Blatt wird jemals an ihm welken, und alles, was er tut, das glückt ihm.“ (Ps. 1.) Seine reiche Lebenserfahrung laßt David zusammen in folgenden Worten: „Selig alle, die da fürchten den Herrn, die wandeln auf seinen Geboten. Wahlich, die Frucht deiner Bemühungen wirst du genießen; glücklich bist du, und es wird dir wohl ergehen. Dein Weib ist wie ein trachtstrogender Rebstock an den Wänden deines Hauses; deine Kinder sind wie junge Delbäume ring um deinen Tisch, siehe, so wird geeignet ein jeder, der den Herrn fürchtet.“ (Ps. 127.)

Erschrecke nicht, wenn ich das Ansinnen an dich stelle, sogar den Teufel als Zeugen dafür anzurufen, daß Gottes Hand mit dem Gerechten ist. Zwar ist dieser garstige Höllensohn ein Vlägner und der Vater der Lüge; in unserem Falle aber hat er der Wahrheit die Ehre gegeben. Der Teufel sah also den Job, der Gott diente und dafür auch von Gott geehret wurde. Sein Haus, sein Geschlecht, sein Weib, seine Kinder, seine Herden, alles war im besten Stande. Eines Tages eruchten der Teufel vor Gottes Angesicht, und der Herr sprach

zu ihm: „Woher kommst du?“ Er antwortete und sprach: „Ich habe die Erde durchzogen.“ Und der Herr sprach zu ihm: „Hast du auch meinen Knecht Job bemerkt, der seinesgleichen nicht hat auf Erden, der Gott fürchtete und sich vom Bösen fernhält?“ Mit trockenem Spott erwiderte Satan: „Dient denn Job dir umsonst? Hast du ihn nicht wie mit einem Walle umgeben und sein Besitztum geeignet?“

Ja, der Herr Teufel muß selber gestehen und anerkennen, daß alle, die Gott dienen, von ihrem Herrn gut bezahlt und fürstlich belohnt werden.

Vielleicht daß du ein Mädelin findest in diesem Wein und mir entgegenhaltest: „Was Sie da sagen Herr Kurapfarrer, ist alles schön und recht, aber es will doch nicht ganz stimmen. Auch ich bin bemüht, Gott zu dienen, habe weder gemordet noch gestohlen, noch geraubt, habe viel gebetet und mich tüchtig abgeschunden. Und nun habe ich Krankheit auf Krankheit, kann nichts verdienen, muß Schulden machen, habe meinen Sohn im Felde verloren.“

Freund, wenn du ein wackerer Gottesdiener bist, wirst du nicht über ein solches Steinchen stolpern. Demütig wirst du gestehen, daß du gerade kein Engel bist und mannigfaltig Gott beleidigt hast, wenn auch nur im Kleinen, und daß du eine Züchtigung wohl verdient hast und gerade darin einen Beweis der göttlichen Zuneigung erblicken darfst. Denn, sagt die hl. Schrift, wenn Gott lieb hat, den züchtigt er.

Laß dich niemals den Dienst Gottes gereuen; er behandelt dich als Hochzeitsgast, wenn du nur in reinem Gewande erscheinst und aufrichtig seinen Willen erfüllst. Er deckt dir den Tisch mit der zeitlichen Nahrung, er reicht dir sein eigen Fleisch und Blut, er verzeiht dir deine Sünden, er tröstet dich im Leiden und er sichert dir einen Platz im Himmel. Halte dich an die Lebensregel, die der gute Tobias seinem Sohne mitgab: „Wir führen zwar ein armes Leben, aber wir werden viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten und die Sünde meiden.“ (Tob. 4, 23.) Der Kurapfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Sanct Kallistus.

Jedes Volk ehrt seinen Helden. In Wort und Tat werden ihre Großtaten gepriesen, und gar oft schöpft in Zeiten schwerer Bedrängnis und harter Knechtschaft das niedergebeugte Volk aus ihrem leuchtenden Vorbild neue Kraft und neue Begeisterung, so daß es das drückende Joch der Feinde in heißem Kampf abwarf und zu goldener Freiheit sich durchrang.

Auch das christliche Volk hat seine Helden und zwar die ungeheure Zahl der Blutzeugen, die unerschrocken für ihren Glauben an den Selbsterlösenden Heiland ablegten und freudig ihr Blut und Leben dahingaben zur Befestigung dieses Heiligtums. Aus dieser Reihe von Vorbildern blickt die Christenheit, wenn sie Feinde ringsum erblickt, die, sonst verschiedener Meinung, doch noch einig sind im Kampfe gegen die allzeitwärtige Sünde des Gotteslohnens, um sie vom Angesichte der Erde zu vertilgen. Aus dem Beispiele der Märtyrer schöpfen in diesem ausgedehnten Kampfe die treuen Bekenner Christi neuen Mut und neues Vertrauen, das sie befähigt, auszuhalten bis zu ihrem letzten Atemzuge in jenem Glauben, auf den sie einst getauft wurden. Der Spott und Hohn den ihnen die gotteslose Welt zuweilen werden läßt, ist ja eine kleine Prüfung im Vergleich zu den Qualen, die den heiligen Märtyrern ihres Glaubens wegen bereitet wurden. Und dieser Gedanke tröstet Trost in die Herzen aller jener Christen, die wegen ihres Festhaltens am angeerbten Glauben Verfolgungen aller Art zu erdulden haben. Und dieser Trost tut wahrhaftig in unserer Zeit not. —

Das Fest eines der oben erwähnten christlichen Helden begeht die Kirche am 14. Oktober. Da steht im Kalender der Name Kallistus oder Kallix-

stus I. Dieser regierte die Kirche als Papst vom Jahre 218 bis 222. Unter der Christenverfolgung des Kaisers Alexander Severus wurde er nach langer und qualvoller Einkerkung aus dem Fenster seines Gefängnisses gestürzt und sein Leichnam in einen Brunnen geworfen, später aber von den Christen ehrenvoll beigelegt. Nach diesem Blutzeugen ist eine große unterirdische Begräbnisstätte (Katakomba) in Rom benannt (Coemeterium Callisti), welche an der berühmten Appischen Straße gelegen ist. Er war nämlich Vorsteher dieses unterirdischen Gottesdienst- und Bestattungsraumes, bevor er Papst wurde. Die meisten Kompilatoren besuchen diese von den Trappisten bewohnte, 5 Stockwerke (22 Meter) tiefe Katakomba. In ihr ruht der Leichnam der heiligen Cäcilia, ferner neun Päpste.

Welche Behmut mag den Besucher dieser Grabgewölbe, die er bei Fackelschein durchwandert, erschauern! Also hierher mußten sich die einen heiligmässigen Lebenswandel führenden ersten Christen zurückziehen, um ihren Gottesdienst feiern zu können! Oben auf der Erde, die der Schöpfer für alle seine Kinder geschaffen, gab es für sie keinen Platz, wo sie ungestört hätten zusammenkommen und die Handlungen ihres Glaubens verrichten können. Doch auch hier galt: Durch Nacht zum Licht! Aus dem Dunkel der modrigen Gräfte stieg die Kirche feierlich hervor an die Helle des Tages. Und sie besteht heute noch, ihre Widersacher von damals aber sind versunken und vergessen.

Ob im Laufe ihrer fast 2000 jährigen Geschichte hat die Kirche wieder eine Katakombenzeit erlebt, aber gerade wie damals ist auch noch immer wieder die Erhebung gefolgt. Auch in unseren Tagen waren die Neuheiden eifrig am Werke, die Kirche zurückzudrängen aus dem öffentlichen Leben. Mit den Waffen des Geistes hat man sie bekämpft und auch vor Gewaltthaten und blutigen Angriffen ist man nicht zurückgeblieben. Unter den Schrecken des Krieges sind diese Strömungen und Bestrebungen zusammengebrochen. Gebe Gott, daß sie nicht wieder aufleben, wenn die Gefahr vorüber ist. Was aber auch kommen mag, wir verzagen nicht, was der Herr unsterblich geschaffen, wie seine Kirche, das kann wohl bedrängt und bedrückt werden, aber niemals untergehen. Der Kalenderschreiber.

Kasernen-Abendstunden.

„Katholiken vortreten! — Herr Garnisonspfarrrer wird jetzt Vortrag halten.“

Die nicht katholischen Rekruten der Kompagnie treten ab. Die katholischen rücken über den staubigen Kasernenhof zum Kasino.

Dinnen sitzen die von den übrigen Kompagnien schon, in Reih und Glied, in starrer Haltung trotz der weitausgedehnten Felddienstübung des heinen Nachmittags. Mit Ausnahme der eingewogenen Handwerker sind's Freiwillige, erklärte der Aufsicht führende Feldwebel. Dort drüben mit den bleigelassenen Brillen drei Universitätsstudenten: Philologen, die jetzt in Frankreich neuere Sprachen studieren können! Da Oberprimaner, denen man noch die Freude über die glückliche Lösung der schwierigen Frage des Abiturientenexamens ansehen kann. Daneben ein Klosterbruder aus dem nahen Kloster. Hier vorn mit zarten Fingern Sekundaner und junge Kaufleute. Und der Alte dort? Ein Schumacher, der sich nicht abwerfen ließ. Und dort der kleinste des Regiments, unser „Bubi“, ein Bayer, der um seinen gestern abgerückten besten Freund trauert, sonst ein wackerer Kerl. Die meisten sind Studenten.

Am Schenktische wird's ruhig. Vom Perkrantropf noch das edle Raß sprühend auf die Messingplatte. Aufgestapelte Zigarettenstücken träumen über die Hohlheit irdischen Daseins. Eine angezeichnete Blockwurst wendet sich ärgerlich zu den Wicksdosen, die ihre helle Freude an dem roten Kostüm des riesenhaften Damers nicht verbergen können, und stößt sie krachend über den Haufen. Das Schalter fliegt zu. Ein Keiseremann balanciert wackelig seinen Kaffeelöffel zur Tür hinaus.

„Meine lieben Freunde!“ Der stellvertretende Garnison-Pfarrer beginnt seinen Vortrag. Die jungen Augen schauen auf — ein fremdes Wort in dieser Welt des Kommandotones. Warm steigt's an's Herz heran. „Der Krieg hat euch zusammengerufen aus allen Ständen, aus allen Gauen. Ein einzig Volk von Brüdern, voll heiliger Begeisterung. Bald werdet ihr vor dem Feinde stehen. Manches hoffnungsvolles Leben wird zerstört. Nicht alle kehren wieder. Aber eure Liebe zum Vaterlande ist stärker . . .“

Dort an der Wand zieht der letzte Sonnenstrahl über ein Bild des Schlachtfeldes von Mars-la-Tour, wo die Tapfersten des Regiments fielen. In langer Reihe grüßen Preußens Könige von den Bänden . . . und er spricht von den Pflichten des Soldaten, weist hin auf den Fahnenreißer, mit dem sie Leib und Leben dem obersten Kriegsherrn geweiht, „daß ich meinem allergnädigsten Landesherrn zu Lande und zu Wasser und in der Luft, in Kriegs- und in Friedenszeiten und an welchen Orten es immer sei, treu und redlich dienen, allerhöchsteren Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden will . . . so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.“

Und zuletzt eine warme Mahnung: „Beten müßt ihr!“ Vor einer Stunde sei er im Lazarett gewesen; da läge ein Bayer, von einem Granatschuß furchtbar zerrissen. Die Ärzte staueten über seine Geduld. Auf die Frage, wie er die Schmerzen so mutig ertrage, habe er mit der unverwundeten Rechten ein kleines Kreuzifix von der Brust gezogen: „Der hilft!“ Kein Laut im Saale. Hier und da tastet verstoßen eine Hand an die Brust; da liegt ein Skapulier, eine Medaille, von der Mutter daheim mitgegeben.

Der Vortrag ist aus. Es war eine Wohltat für die braven Soldaten; eine geistige Nahrung, die sie oft einbrachten. Einer kommt und fragt: „Wann wird die nächste Abendstunde sein?“ „In acht Tagen.“ Er freut sich jetzt schon darauf. Der eine und andere drückt noch dankbar die Hand: der Klosterbruder, ein Mitglied des Grottenvereins, ein Student. Ein Jüngling grüßt seinen früheren Präses.

Am Schenktische wird's wieder lebendig. Vom Kasernenhofe drängen die Rekruten mit leeren Kübeln herein, und draußen wird Kommissbrot verteilt.

Der Gottesglaube im Kriege.

Die „Aufzeichnungen aus meinem Leben“, ein umfangreiches Werk von General Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen berichtet folgendes: Derselbe kommt in mehrere im deutsch-französischen Krieg der Jahre 1870/71 eine Division, die am 18. August 1870 die entscheidende Schlacht von Gravelotte-St. Privat mitzumachen hatte. Vor Eintritt in die Schlacht wurde die Division aufgestellt, um die Generalabsolution des Feldpredigers entgegenzunehmen.

General Hohenlohe, ein Protestant, und, wie er selbst sagte, in religiösen Dingen sehr tolerant gesinnt, schildert diesen Moment in folgender Weise:

„Die feierlichste Zeremonie ist in ihrem Eindrucke nichts gegen das Erscheinen eines Predigers in seinem einfachen, langen Priestertock zu Pferde vor den Truppen, die im Begriffe sind, dem Tod ins Angesicht zu schauen. Und als er gar die Hände erhob und die Vergebung der Sünden verkündete, da kniete alles nieder und nahm die Absolution gläubig an, ob Katholik oder Protestant, ob Jude oder Christ. Kommt her, dachte ich mir, Ihr Christen und Nationalisten, Ihr Darwinisten und Materialisten, schaut auch dem Tod ins Angesicht und versucht es, für euch und für die Masse der Krieger Trost und Kraft zu finden in den Worten: „Im Anfang war der Kohlenstoff.“ Ihr werdet in solchen Augenblicken gerade wie Deins auf dem Sterbebette befennen, es sei doch möglich, daß es einen Gott gebe, Ihr werdet an der Wirkung der Worte des Predigers sehen, daß der Gottesglaube eine Wirklichkeit, eine gewaltige Macht ist.“

Heilige Kommunion eines Wachtposten vor Lüttich.

Ein Schwerverwundeter, der inzwischen seinen Leiden erlegen ist und den Heldentod fürs Vaterland starb, berichtete über eine rechte Kriegskommunion.

Wenige Tage nach der Mobilmachung rückten wir vor Lüttich. Ich mußte in der Nacht auf Wache ziehen und stand an einsamer Stelle. Da bemerkte ich, wie eine Gestalt sich mir nähert. Ich reiße das Gewehr herunter zum Anschlag! „Halt wer da!“ Die Gestalt bleibt stehen. „Losung!“ Die richtige Losung wird gegeben. „Kann passieren.“ Da kommt die Gestalt auf mich zu: ein Priester! „Sind Sie katholisch?“ fragt er mich — „Ja.“ — „Wollen Sie kommunionisieren?“ — „Mit Freuden! Aber wann?“ — „Jetzt gleich.“

Meine Beichte war bald fertig. Ich hatte ja eben am Mobilmachungstage — es war der Herz-Jesu-Sonntag des Männer-Apostolates — die heilige Kommunion empfangen. Jetzt kommunionisierte ich noch einmal. Und es war gut. Wenige Stunden später standen wir im bestigsten Feuer. Das Andenken an die Kommunionfeier der Nacht gab mir besonderen Mut. Von einer Kugel schwer verwundet, sank ich nieder. Wie gut, daß ich kurz vorher den Heiland empfangen.

Mobilmachung.

Eine Erinnerung.

(Nachdruck verboten.)

Er steht noch deutlich vor mir, der alte Hanjörg! Alt war er und sein Haar hing ihm in langen Strähnen um den Kopf. Das Alter und die harte Zeit hatten tiefe Furchen in sein bartloses Gesicht gerissen, die grauen Augen aber konnten ausleuchten, daß man es merkte, in ihm steckte noch im Alter frisches Feuer. Nun war er fast gelähmt und konnte nicht mehr schaffen. Das war ihm leid genug, da ihn sein Sohn, der Schuster, mit dem er zusammenwohnte, nicht gut behandelte, weil er kein Geld außer der Rente in den Haushalt brachte.

Es war in den Zeiten der Marokkokrise, da auch ein Fragen und ein Sorgen durch's Vaterland ging; namentlich dort an der Westgrenze richteten sich sorgenvoll die Blicke nach dem unruhigen Nachbarn jenseits der Vogesen. Damals besuchte ich den Alten einmal, und ganz natürlich sprachen wir auch von dem Einste der Zeit. „Geht's los?“ so fragte jeder

„Mobilmachung“, erzählte der Alte, „ich hab' sie dreimal mitgemacht; 64 66 und 70, da weiß ich, was das heißt. Am schlimmsten war's noch 66.

„Weshalb denn?“ fragte ich, da ging es doch so schnell vorüber.

„Ei deshalb nicht“, erwiderte Hanjörg. „Aber für uns war's so schlimm.“

Ich brauchte nicht mehr viel zu fragen, da erzählte er:

Damals hatte ich gerade das Häuschen gebaut, und die ersten Zieher (Katen) mußten wir bezahlen. Verdienst gab es nicht so viel wie heute. Ich ging als Waldarbeiter und bestellte nebenbei das bißchen Land, das meine Frau mitgebracht hatte. Das mußte freilich die Annegriet machen, die war damals in den besten Jahren und konnte zupacken wie ein Mann.

„Das sieht man ihr noch an, die ist noch immer tüchtig bei der Arbeit“, sagte ich.

„Das ist nichts mehr, Sie hätten sie früher sehen sollen, das war ein kräftiges Weibsbild.“

„Wie ging's denn nun damals!“ mußte ich erinnern, damit der Alte von den Lobeserhebungen seiner Frau abkam.

„Ach ja. Damals hatte ich also die ersten 30 Taler für das Haus zusammen. Wir hatten treu gespart. Und als der Meister Tiele die kriegte, war er froh. Viel blieb nun nicht mehr übrig. Gerade noch 2 Taler, da kam mit einem Male die Säredensnachricht. Es geht los! Wir hatten auf dem Dorf ja keine Ahnung. 'ne Zeitung, die kriegte nur der Schullehrer, und der Vorsteher das Kreisblatt. Der las es aber nicht; wie sollten wir Bauern dafür Zeit haben! Da brachte also eines Morgens der Vorsteher die Eimberung! In 2 Tagen in Koblenz sein! Und fort von Haus! Die Annegriet allein! Der Peter der lange, wissen Sie, der war erst

drei Monate alt und der Krumme — so nannte er den ältesten Sohn, weil er infolge eines Falles ein krumm geheiltes Knie hatte, der konnte eben wieder mit seinem krummen Bein laufen. Die Annegriet, die jammerte und weinte, und mir ging's auch recht nahe; ober was war zu machen? Der König rief, wir mußten folgen. Den ersten Tag ging ich wie geschlagen herum. Ich ging zum reichen Matthes und sagte, er sollte mir 5 Taler leihen für meine Frau, damit sie einen Notgroschen hätte. Der sagt, er hätte nichts. Ich will's ja abverdienen, wenn ich wiederkomme, versprach ich. Er lautete schlau und versicherte, er hätte die letzten Taler für den neuen Oaken bezahlt. Ich wußte, er hatte nur Angst, er kriegt's nicht wieder, der Grißtragen.

„Das war nicht schön von ihm!“ bestätigte ich. „Nu ja“, er ist ja auch arm gestorben, seine Söhne haben alles durchgebracht“, sagte Hanjörg wie beruhigend. „No, am Abend saß ich bei der Annegriet, die wieder heulte. Wo soll ich Geld für Mehl herkrischer? Wir haben nichts mehr Hanjörg! Und dabei auch kein Verdienst! Da klopfte es an Türe, und herein kam der Lehrer. Der grüßte uns ganz freundlich und dann sagte er: „Hanjörg, Ihr müßt auch mit.“ Da fing die Annegriet noch lauter an zu heulen. Der Schullehrer tröstete sie und sagte: „Macht Euch doch keine Sorgen, liebe Frau, im Dorf ist noch keiner verhungert. Und wir sorgen schon für Euch!“

Das wußten wir, daß der Lehrer hielt, was er versprach. Und die Frau wurde etwas stiller.

Am anderen Morgen packte ich meine Sachen. Die Annegriet holte das letzte Stück Speck aus dem Rauchfang. Sie schnitt mir eine Ede ab. Ich wollt's nicht, aber sie sagte: „Das tut dir gut zu dem harten Brot!“ Dann nahm ich meinen Geldbeutel. Zwei Taler waren drin. Den einen gab ich der Frau zum Notgroschen, den andern tat ich in den Brustbeutel, damit ich doch auch etwas hätte.

Nun leb wohl, Annegriet, sagte ich, und sich mir auf die Buben und die Bläß! Die gibt jetzt gute Milch, da habt ihr etwas dran. Und dann denk daran: der alte Gott lebt noch.

Mit den zwölf andern aus dem Dorf zog ich ab, und unten am Rhein gab's Gesellschaft. Da kamen die reichen Bauernsöhne vom Hundsrück. Die hatten Taler in der Tasche. Im ersten Dorf da wollten sie einkehren. Ich ging nicht mit. Wir tat das Geld zu leid. Am Weg setzte ich mich auf 'nen Stein und aß mein Butterbrot. Da rief mich der Philipp vom Brückhof herein, ich sollt doch auch ein Glas Wein trinken, und dann ging es weiter.

Der Philipp war ein guter Kerl, und ich hatte oft auf dem Hofe bei seinem Vater geholfen in der Ernte. Dann erzählte ich, wie's uns daheim ging, und als er hörte, wie's mit der Annegriet war, gab wir die letzten Taler geteilt hatten, da griff er in die Tasche und drückte mir zwei Taler in die Hand. Ich wollt's nicht nehmen, aber er sagte, sein Vater wird ihm wieder etwas schicken, wenn er es brauche, und er sei auch mein Kamerad. Da nahm ich's gern.

Wir mußten bis Koblenz zu Fuß und wurden eingekleidet. Dann kam ein Ruhetag und dann der Sonntag; am Sonntag sollten wir ausrücken. Da rat ich meinen Hauptmann um Urlaub. Ich konnte mit dem Schiffe leicht nach Hause fahren und am Abend wieder da sein. Den Urlaub gab er mir.

So fuhr ich denn ganz früh wieder den Rhein herauf. Auf dem Schiffe waren allerlei Leute; auch ein General mit seiner Frau. Ich sah so an einer Seite und dachte an zu Hause. Da redete die feine Dame mich an und fragte, wohin ich wolle. Ich erzählte ihr von Hause, und sie fragte, ob ich Frau und Kinder hätte. Jawohl, sagte ich. Dann wollte sie wissen, wer denn für sie sorgte.

Das muß meine Frau tun, erwiderte ich. Da kam auch der General herbei und fragte, wer ich wäre, und dann sagte die Frau, es sei doch schwer für mich, die Frau und die Kinder allein zu lassen. Ich sagte: Die stehen unter Gottes Hut, und ich komme gerne, wenn der König ruft. Da klopfte mir der General auf die Schulter und rief: Bravo, mein Sohn! Da hat Er recht. So denkt ein rechter Preuße. Dann gingen sie beide. In B. mußte ich aussteigen. Ich grüßte stramm und wollte vorübergehen, da winkte mich der General heran.

Die feine Dame gab mir etwas in die Hand und sagte: Bringt das Eurer Frau!

Ich machte kehrt marsch und eilte an das Land. Als ich das Papier aufmachte, waren es wahrhaftig 2 Taler. So kam ich mittags heim. Die Annegriet wußte nicht, was sie sah. Sie hat sich aber sehr gefreut, und als ich ging, da zog ich meinen Brust-

beutel und gab ihr noch 4 Taler und sagte: Da, Annegriet, — nun hast du noch was für den schlimmsten Fall. Dann mußte ich fort.

Rechtzeitig war ich in Koblenz, und es ging nach Böhmen. Bei Königgrätz habe ich mitgekochten und kam doch gesund nach Hause. Da waren alle munter. Keiner hatte daheim Not gelitten. Man sieht's, der alte Gott lebt noch!

Fest drückte ich dem Alten die Hand und wünschte ihm zum Abschied „Gute Nacht!“, und auf dem Heimwege ging mir's durch den Kopf:

„Der alte Gott lebt noch!“
„Wohl dem, der auch in diesen Tagen so sprechen kann!“

Am Bahnsteig

Vorstadtbahnhof.

Ueber die Schienen flackert der Schein der Bogenlampen, ruhelos, gespensterhaft, weit in die Nacht hinausgreifend. Seit Wochen kein rasender Schallzug, kein brausender Sang 'gen den Feind ziehenden Krieger, kein endloser Kanonentransport, kein rollender Güterzug mehr. Träumend schreitet das Schweigen über den eisernen Pfad.

Nur durch die Unterführung klingt der scharfe Schritt des wachenden Postens.

Im Bahnsteigwarterraum wohnt die Liebe. Um leere Operationstische sitzen die Pfleger des Roten Kreuzes. Alles liegt bereit: Verbandskeinen, Instrumente. Nebenan dampft über lodernendem Herdfeuer stürzender Tranf. Berge belegter Brötchen liegen aufeinandergeschichtet, umrahmt von Kommissbrot, Zigarrenkisten, Weinflaschen. Durch die flinken Finger und die Strideisen der Pflegerinnen eilen die Wollfäden. Frieden . . . Frieden . . .

Der Signalmast knarrt. Fern glühen zwei Feuer- augen herüber. Ein Zug rollt ein. Sorasam, schonend. Er führt die verwundeten Söhne des Vaterlandes. Wo floß euer edles Blut? Auf dem Felde der Ehre. Wo brach eure Kraft? Brach? Nein! Denen dort mit verbundenen Köpfen und Armen und Schultern ist die Kraft nicht gebrochen. Aus den Augen glüht stolzer Germanentwille. Der Wille zum Sieg. Dort wird einer herausgehoben, im Lazarett verbunden. Eine Granate riß ihm das rechte Bein weg. Schmerz's sehr? „Ja, weil er nicht mehr zur Front zurück kann.“ Ein zweiter wird umgebettet mit schwerem Rüdenschuß. „Schreibt meiner Mutter einen letzten Gruß! Ich kann's nicht mehr. Schreibt ihr: Trauere nicht um deinen Sohn! Es war heilige Pflicht.“ Mit Körben eilen die Helferinnen an die Wagen vorbei, hineinreichend, was gewünscht wird: Brötchen, Obst, Zigarren, Wein, Kaffee, Tee, bis die Türen sich schließen.

Langsam dampft der Zug weiter ins Land hinein. Ade ade, ihr Heldenjöhne. — Opfer des Krieges.

Wieder ein Zug. Die Wachtposten springen auf den Bahnsteig. Das aufgeplanzte Seitengewehr blüht im Bogenlicht. Aus den Fenstern schauen fremde, stannende Franzosengesichter. In ihren Blicken liegt bittere Enttäuschung: So stehen die deutschen Städte noch? Sind eure Dome noch nicht in Trümmer geschlagen? Was sie auf der Fahrt gesehen, hat ihre letzten Hoffnungen zerstört. Brot in diden Stollen und Wasser reichen die Pfleger hinein. Hier und da wird es zurückgewiesen, wo feindlicher Stolz sich bäumt. Gefangenelos!

Das ist der Krieg!

Majestätisch schreitet wieder die Einsamkeit durch die Hallen. Und ferne, ferne schmiedet der Krieg des Reiches Zukunft.

Splitter.

Ob einer als Narr gilt oder als Weiser, kommt nur auf die Zeit an, in der er lebt.

Die unangenehmsten Überraschungen sind oft jenen — auf die wir schon lange gefaßt waren.

Keines zu haben ist auch ein Prinzip.

Auf manche plötzliche Freude hat man jahrelang gewartet.

Den wahren Charakter mancher Weisen, erkennt man erst — wenn sie entgleiten.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Was hat der Krieg Gutes gebracht?

Auf dem schaurig großen Bild des Krieges, das wir vor unseren Augen sehen, gibt es neben den harten scharfen Konturen und dunklen Schatten auch viele helle Lichter, die wir nicht übersehen dürfen. So viel des Bitteren und Schweren der entfesselte Krieg uns gebracht hat und noch bringen mag, er hat auch Segen gebracht, dessen wir uns freuen dürfen.

Einmütig hat sich das deutsche Volk in der Stunde der Gefahr um seinen Kaiser geschart, ohne Unterschied des Stammes, der Konfession und Partei ist es seinem Befehle gefolgt, als er die waffenfähige Mannschaft unter die Fahnen rief. Die Befürchtungen, die man vielfach hinsichtlich der Haltung der Sozialdemokratie, der Polen und Elässer und Thüringer gehegt hatte, erwiesen sich als völlig unbegründet, und wenn das Ausland in dieser Beziehung sich Hoffnungen gemacht haben sollte, so sind diese Hoffnungen zumehr als trügerische Illusionen erwiesen. Nie war Deutschland einiger, nie die befehlshörigste Einheit an den Trägern der Kaiserkrone größer und allgemeiner als beim Beginn dieses Krieges. Man sieht und Vaterlandsliebe erstarrten wieder als leuchtende Sterne am Himmel des deutschen Volkslebens, dem sie zeitweilig wenigstens hier und da aufschwanden zu sein schienen. Das Vieh-ängeln mit ausländischem Wesen hat aufgehört, die französischen und englischen Firmenschilder u. Warenbezeichnungen werden zusehends seltener, das Deutschtum wird sich selbst bewußt. Wer sollte sich dieser entschlossenen Absage an die gedanken- und charakterlose Ausländerei, die soviel Unseren im Gefolge gehabt hat, nicht herzlich freuen? Mit wachsender Stärke reißt sich in der Nation das Bewußtsein, daß wir ein großes Volk sind, dessen Eigenart nicht nötig hat, durch ausländischen Ansporn sich weltfremder zu machen. Aber noch weit erfreulicher ist es, daß die Nation in diesen schweren Zeiten sich so tief und lebendig wie nie zuvor als ein Volk von Brüdern fühlt. Dieses starke, tiefe Gefühl der Zusammengehörigkeit und wechselseitigen Hilfsbereitschaft kann man nicht schlichter und wahrer in Worte kleiden, als es ein ins Feld rüdender Landwehrmann am Hofhof einer großen Stadt angesichts der geschäftigen Eifers tat, womit ungezählte Hände für die Erquickung der Krieger sich mühten. „Sie opfern sich für uns“, bemerkte er zu einer Erfrischung spendenden Dame, „aber wir schlagen uns auch für Sie.“ So denken und empfinden alle, und dieses Gefühl ist es, was die Soldaten draußen im Feld zu heldenhafter Tapferkeit entflammt und die Zurückbliebenden zu den schwersten Opfern materieller wie persönlicher Art begeistert. Für die Pflege der Verwundeten wie für die Versorgung der Angehörigen unserer Krieger werden sich hilfreiche Herzen und Hände in solcher Zahl, daß es schwer wird, all dem offerwilligen Eifer der erhabenen Arbeitsfeld zu erschließen. Einfache Arbeiter erklären sich bereit, ein Viertel oder selbst ein Drittel ihres Verdienstes zu opfern, um die Not der Familien zu lindern, die der Krieg des Ernährers beraubt hat. Zahlreiche Arbeitgeber haben sich entschlossen, ihren zu den Fahnen gerufenen Angestellten und Arbeitern Gehalt und Lohn dauernd oder für längere Zeit ganz oder doch zu einem erheblichen Teile treiter zu zahlen. Dem Aufruf zur Hilfeleistung bei der Einbringung der Ernte wurde in einem Maße entsprochen, daß in kürzester Zeit das Angebot an Arbeitskräften die Nachfrage bei weitem überstieg. Das sind nur ein paar Stichproben, es wäre ganz unmöglich, auch nur in flüchtigster Kürze einen vollständigen Ueberblick zu geben über das grandiose Aufgebot werktätiger Caritas, das sich in diesen Tagen vor unseren bewundernden Blicken vollzieht. Gewiß hat die dunkle Flocke herzlosen Kalküls und selbstverächlicher Gewinnsucht, die sich nicht scheute, die erste Vermirung geschäftlich auszubeuten, nicht ganz gefehlt, auch Leute, die mit irdischen Gütern reich begünstigt sind, von denen man am allerwenigsten eine so schnelle Gesinnung erwartet hätte, waren dabei vertreten, aber das verschwindet doch vor dem strahlenden Glanz der Bruderliebe, dieser köstlichen Edelheit des Christentums, die die Stunde der Not und Gefahr reichlicher, herrlicher als in Friedenszeiten gedeihen und reifen ließ.

Und auch der iralite Stamm, der diese Edelfrucht trägt, erlebt eine Phase schönen Wachstums und Gedeihens. Vom Ballon des Königsschlusses herab hat

Der Kaiser an die ihm stürmisch zuzuhenden Massen die erste Mahnung zum Gebet gerichtet: „Nun geht in die Kirche und betet, daß Gott unseren Waffen den Sieg verleihe!“ Und wie ist dieser Mahnung entsprochen worden! Unsere Beobachtungen beschränken sich naturgemäß auf unsere Glaubensgenossen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, was wir in diesen Tagen schon geschaut und erlebt haben und noch immer erleben, dann müssen wir mit innigem Danke gegen Gott bekennen: Es lebt in unserem Volke noch sehr viel, überraschend, unerwartet viel von der alten Tiefe und Stärke des Glaubensbewußtseins, und selbst, wo es völlig erloschen schien, hat die Not der Zeit es neu entfacht. Manchem von uns wird es in diesen Tagen ergangen sein, wie einst Elias, als dem Verzagenden der Herr selbst verkündete, daß noch 7000 Männer in Israel ihr Knie nicht gebeugt hätten vor Baal (3. Kön. 19, 18). Welch ein Andrang zu den Kirchen, den Beichtstühlen, zum Tische des Herrn! Gotteshäuser, die sonst schlecht besucht waren, können die Scharen der Andächtigen kaum fassen, und es sind diesmal nicht bloß Frauen und Kinder, sondern Männer jedes Alters und Standes, im Bürgerrock und Uniform. Ein herrliches Beispiel gab n vor allem die einberufenen Reservisten, die zum schweren Kampf sich stärkten in innigem Gebet und andächtigem Empfang der heiligen Sakramente. Stellenweise vermochten die Beichtväter den Anforderungen kaum zu entsprechen. Wie viele, die seit Jahren abseits gestanden, sich jetzt mit Gott und der Kirche wieder ausgehört haben — Gott allein weiß es. Es war eine Volksmission allergrößten Stils, dieser Krieg, und von einem Erfolg gekrönt, wie er wohl nie einer Mission beschieden war. Manches Priesterherz wird in diesen Tagen einer religiösen Wiedergeburt unseres Volkes, die beispiellos dasteht, zu Gott aufgebuhelt haben wie einst David ansehts des begeisterten Eifers seines Volkes für das Heiligtum des Herrn: Dein Volk, das sich hier eingefunden hat, hab ich mit übergroßer Freude gesehen, ihr Gaben darzubringen; Herr Gott . . . bewahre in Ewigkeit . . . (1. Sam. 17, 45).

Ja, wir können nicht anders als hoffen und beten: Bewahre diese Gesinnung! Der Krieg war für unser Volk ein gewaltiger Weckruf zur Umkehr und Umkehr, — Gott sei Lob und Dank! — er ist gehört und verstanden worden. Es war hohe Zeit, daß es geschähe. Später wäre es vielleicht zu spät gewesen. Unser Volksleben wies seit Jahren eine brünstigste und große und noch stetig wachsende Zahl bedenklicher Niedergangserscheinungen auf. Der wirtschaftliche Aufschwung hatte durchaus nicht bloß erfreuliche Folgen gezeitigt. Der maßlose Aufwand, der unsinnige Luxus, die alle Schranken niederbrechende Genußsucht, der sittliche Verfall, wie er sich in der wachsenden Häufigkeit der Ehescheidungen, dem Geburtenrückgang, der horrenden Zunahme der öffentlichen Unsittlichkeit kundgab, vor allem der religiöse Niedergang, der weiteste Kreise des deutschen Volkes in seinen unheilvollen Bann gezogen hatte, das und vieles andere waren Verfallserscheinungen, die das Schlimmste befürchten ließen. Sollte es vermieden, sollte unser Volk aufgerüttelt, zur Besinnung gebracht werden, so bedurfte es einer Katastrophe von zerschmetternder Gewalt. Sie ist da! Der Krieg ist ein harter Lehrmeister, aber er ist ein guter Erzieher. Wie hat sich die gesamte Physiognomie selbst der leichtlebigen Großstadt geändert! Schon ein Blick auf die Plakatsäulen zeigt, daß man ernst geworden ist, und eine aufmerksame Beobachtung der Bevölkerung bestätigt durchweg diesen Eindruck. Man lernt wieder sparen, sich einschränken, arbeiten und vor allem beten! Das heilige Opferfeuer der Gottes- und Nächstenliebe, das in so vielen Häusern und Herzen erloschen war, der Krieg hat es wieder entzündet. Gewiß, der Krieg ist eine Zuchtrute Gottes. Aber wenn sie auch noch so wehe tut, wir haben allen Anlaß, zu sagen: Ich lobe dich, weil du mich gezüchtigt hast (Job. 11, 17). Wenn der Krieg unser Volk seinen Gott und sich selber wiederfinden lehrt, ihm eine dauernde religiöse und sittliche Erneuerung beschert, dann sind die Opfer, die es fordert, reichlich aufgewogen. Und wenn das deutsche Volk aus diesem Kampfe hervorgeht, arm vielleicht an Gütern der Erde, aber reich an Glaube, Gottesfurcht und sittlicher Kraft, dann bangt uns nicht um die Zukunft.

Näher zu Gott.

Das Aufwachen des religiösen Geistes im ganzen deutschen Volke ist eine der tröstlichsten Er-

scheinungen in diesem furchtbaren Kampfe um Deutschlands Dasein und Zukunft. „Der Krieg ist zu einer großen Mission geworden,“ erklärte unangst ein katholischer Geistlicher; „der Krieg hat ungeahnte religiöse Kräfte geweckt,“ ist der Inhalt eines Artikels im Protestantischen Blatte. „Unser Kaiser hat zu Beginn des Krieges in feierlichster Form sich und sein Volk unter Gottes Schutz gestellt, ihm gab er die Ehre in seinen Sieges-Telegrammen. Gott gebührt der Dank und die Ehre,“ sagt der wackerer Heerführer im Osten, v. Hindenburg, der „Russenjäger“. Unsere tapferen Krieger stärkten sich vor dem Auszuge in die Schlacht durch die Segenskräfte der Religion, unsere Verwundeten ruhen in ihr den Trost in ihren Leiden. Ueberall ein Aufwachen des religiösen Lebens.

Aber auch die Daheimgebliebenen dürfen nicht nachlassen, auch ihrerseits Gottes Segen auf unsere Truppen herabzurufen. Näher zu Gott, muß es heißen für das ganze deutsche Volk. „Nun geht in die Kirche und betet,“ hat unser Kaiser gerufen, geht in die Kirche und betet, mahnten unsere Bischöfe. Tausende beteten täglich dieses Gebot, und Tausende müssen sich immer wieder daran erinnern. Wer an der Kirche vorübergeht und nicht Zeit hat, einzutreten, verrichte im Geiste ein kleines Gebet für unsere Truppen. Wer die nötige Zeit dafür hat, kniee stürs in der Kirche nieder und sehe zu Gott, dem Schlachtenlenker, Wer Angehörige im Felde hat, möge sich ihnen geistig anschließen und mit ihnen aus dem Schlachtelde mit den Waffen des Gebetes kämpfen. Ein verwundeter Major schrieb dieser Tage, wie sehr die kämpfenden Soldaten nach diesem Gebete verlangen. Wir alle wollen darum nicht aushören, während der ganzen Dauer des Krieges in demütigem Vertrauen und mit innigem Flehen uns an Gott zu wenden.

Und dann wollen wir dankbar der Heiden gedenken, die für uns und für den Schutz der Heimat den Soldatenmod starben. Das Gebet für die Seelentrübe der gefallenen Krieger ist eine der heiligsten Pflichten der Zurückgebliebenen. Je mehr wir uns von diesen erstarrten Gedanken durchdringen lassen, um so mehr wird auch unsere ganze Haltung und Auffassung dem Geiste der Zeit angemessen sein und um so mehr stellen wir mit unseren kämpfenden Truppen jene Einheit her, die für das ganze Volk eine Bürgschaft des glücklichen Ausganges ist. Verbannen wir aus unserer Mitte alle Leichtfertigkeit, eigen wir der Welt, wie atoh und ernst das deutsche Volk in dieser Schicksalsstunde bleibt.

Dann richten sich auch die Verwundeten, die jetzt in untern Städten weilen, wieder um so freudiger auf, weil sie wissen, daß das ganze Volk mit ihnen treu zusammensteht, mit ihnen kämpft, bangt und hofft. Und wenn sie wieder zur Front zurückkehren, so tun sie das mit um so stolzerem Mut, weil sie erfahren haben, wie ganz Deutschland sie mit seiner ganzen moralischen und religiösen Kraft emporträgt und sie die Vertreter eines mächtigen und edlen Gesamtwillens sind.

Für uns!

Fern, ferne im Osten da gähnt ein Grab;
Da senkt man zu tausend die Toten hinab
Für uns!
Im Westen da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
Da liegen sie stumm in langen Reihen
Für uns!
Und wo im Winde rauschet das Meer,
Da gaben sie freudig ihr Leben her
Für uns!
Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
Sie lehren nie wieder zur Heimat zurück
Für uns!
Sie gaben ihr alles, ihr Leben, ihr Blut,
Sie gaben es hin mit heiligem Mut
Für uns!
Und wir? Wir können nur weinen und beten
Für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten
Für uns!
Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
Für uns!
Dieses Gedicht, von einem Obertertianer in Ehrentottenburg verfaßt, wurde der „Deutschen Tageszeitung“ zufolge bei einer Schulfeier für einen im Osten gefallenen Lehrer vorgetragen.

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Gerausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 42. Sonntag den 18. Oktober 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist f. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten — Die unbezahlbare Schuld. — Aus dem Kalender der Woche. — Feldheiligtum über Stenhaus. — Selig sind die Barmherzigen. — Der Soldatentod ein heiliges Martyrium. — Allerlei über Kindererziehung. — Die Feldpost kommt. — Gebet für die verstorbenen deutschen Soldaten — Weint nicht um getollene Soldaten

Wochenkalender.

Sonntag, 18. Oktober, 20. n. Pfingsten. Lukas, Evangelist.
Montag, 19. Oktober, Petrus von Antiochia, Bekenner.
Dienstag, 20. Oktober, Wendelinus, Abt.
Mittwoch, 21. Oktober, Ursula u. Gen., Jgfr. u. M.
Dionys, Abt.
Donnerstag, 22. Oktober, Severus, Bisch. u. Bk.
Freitag, 23. Oktober, Gelasius, Papst und Martyrer.
Samstag, 24. Oktober, Raphael, Erzengel.

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Jesus heilt den Sohn eines Igl. Beamten.

Evangelium Joh. 4, 46-53.

In jener Zeit war ein Königl. Beamter, dessen Sohn zu Kapernaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile; denn er war daran, zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht.“ Der Königl. sprach zu ihm: „Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt.“ Jesus sprach zu ihm: „Geh hin, dein Sohn lebt.“ Und der Mann glaubte dem Worte, welches Jesus ihm gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegnete ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da ersuchte er von ihnen die Stunde, in welcher es besser mit ihm geworden war. Und sie sagten ihm: „Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber.“ Da erkannte der Vater, daß es um die selbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: „Dein Sohn lebt.“ Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.

Die unbezahlbare Schuld.

(Nachdr. verb.)

Wahret sich nun wir den Heiland im Begriffe, eine Schuld ab zu zahlen, die er freiwillig auf sich genommen hat: die Liebe. Ihn erbarmt die Not des königlichen Beamten, ihn rührt der Schmerz des armen Vaters, ihn dauert das junge Leben des Sohnes. Gehe hin, spricht er zu dem glaubensstarken Vater, dein Sohn lebt.

O der erfindungsreichen, nimmer müden Liebe unseres Heilandes! Dem Sichtbrüchigen nimmst er Sünde und Sichtsüchtigkeit ab, die Ehebrecherin rettetest du von den Steinwürfern ihrer Ankläger, die Besessenen befreiest du von der Gewalt des höllischen Dämonen, der Witwe von Naim schenkest du den Sohn wieder, den Lazarus holst du heraus aus dem Grabe, allen spendest du den Sonnenschein seiner himmlischen Lehre, den Regen seiner erquickenden Gnade, den Tau der Vergebung und

Verzeihung, und allen will er dereinst erschließen die Quellen der ewigen Seligkeit.

Diese Liebe soll uns zum Vorbild dienen. „Bleibet niemanden etwas schuldig, außer daß ihr einander liebet“, so mahnt der Völkerapostel im Brief an die Römer (13,8). Die Liebe die du heute deinem Vater erweist, steht auch morgen noch als heilige Pflicht vor dir! das Liebeswerk, das du heute einem verwundeten Krieger erweist, einem Lazarett, dem roten Kreuz, dem Vaterland erweist, stellt täglich neue Anforderungen an dich, so lange der Krieg und das Bedauern andauert. Und sollten selbst das Geld, die Wolle, die Leinwand, das Obst, die Vorräte ausgehen, eines hast du immer noch zu verachten: die herzliche Teilnahme, das innige Mitleiden, den aufrichtigen Segenswunsch, das unablässige Gebet.

Jede Art von Lieblosigkeit soll jetzt aus dem Körper des deutschen Volkes sorgfältiger ausgeschnitten werden als die Kugel aus dem Fleisch des verwundeten Soldaten. Begraben soll sein die Streitart zwischen Parteien, Körperchaften, Familien und Privatleuten. Besonders in den Familien sollen Gemütlichkeit, Freundlichkeit, Verträglichkeit zu Hause sein. Mißbilligkeiten zwischen Eheleuten sind jederzeit häßlich und bedauerlich, doppelt beklagenswert aber in einer Zeit, wo man die Kräfte nicht zerplittern, sondern sammeln soll für die großen vaterländischen Interessen.

Ihr Eheleute, die ihr dieses lest, erforschet euer Gewissen. Wenn ihr treu zusammensteht wie die Bäume im Wald, so soll es mich von Herzen freuen. Auf euer Bund und euer Haus paßt dann die Schilderung des Psalmisten: „Stehet, wie gut und lieblich es ist, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen.“ (Ps. 132,1). Sollte aber der Himmel des ehelichen Friedens bisweilen getrübt sein durch die Wolken des Unmutes, sollte der Donner des Streites zwischen euch rollen oder gar der Hagel von Tadeln niedergehen, dann sinnet auf Abhilfe. Liegt vielleicht der Fehler auf deiner Seite, lieber Mann? Bist du zu heftig und leidenschaftlich? Lust du bei jeder Kleinigkeit vollern und aufbegehren? Bedenke, daß es ein Vorrecht des Stärkeren ist, nachzugeben und das schwächere Geschlecht in Geduld zu ertragen. Auch darfst du deine Ehehälfte nicht als Skavin, sondern mußt sie als ebenbürtige Lebensgefährtin betrachten und behandeln. Dir aber, gute Hausfrau will ich gerade heraus sagen, daß du

es vollständig in der Hand hast, den Frieden zu bewahren. Es ist bekannt, daß die Frauen gern widersprechen und das letzte Wort haben wollen. Diesen Brauch rotte aus mit Stumpf und Stiel. Und wenn der Friede dir lieb ist und das Wohl des Vaterlandes dir am Herzen liegt, dann suche den Frieden und jage ihm nach. Das beste Rezept steht geschrieben in der Nachfolge Christi im ersten Buch, 20. Kapitel, sechsten Abschnitt: in Schweigen und Ruhe macht eine andächtige Seele Fortschritte. Ja, „Schweigen“ — wenn du das über dich bringst, wenn du „ruhig“ bist, und deinem Manne nicht erwidert, wenn er aufgeregter ist, dann wird der Funke des Streites schon im Entstehen erstickt.

Zu einer Zeit, wo Hoch und Nieder, Reich und Arm, Nord und Süd sich zusammenschließen lassen, darf da der Dacht der Feindseligkeit weiterglimmen? Wie der Heiland über Feindschaft urteilt, darüber will ich bloß einige Worte herziehen: liebet eure Feinde, tut Gutes denen, die euch hassen. . . , damit ihr Kinder eures Vaters seid, der im Himmel ist. — O Blindheit und Verlehrtheit des menschlichen Geistes! Kürzlich hörte ich von verbissenen Männern einer Gemeinde, die sich mit dem Bürgermeister des Ortes überworfen haben. Als nun dieser in den Krieg ziehen mußte, haben ihm seine Gegner folgenden christlichen Wunsch nachgesandt: „Die erste Kugel soll ihn treffen.“ Nicht wahr, da steht einem der Verstand still, wenn man von einer solchen Gemeinheit hört. Ja, der Haß, der blindwütige Haß! Dieser steckt er oft im Herzen eines Menschen als die Brennessel in einem Stenhaus. Wenn nun der Krieger, dem du den Tod wünschst, wieder lebend zurückkehrt und keine einzige Kugel den Weg findet zu seinem Herzen, so wisse, daß du dennoch ihn ermordet hast mit der Kugel des Hasses. Denn „jeder, der seinen Bruder haßt, ist ein Menschenmörder“ (1 Joh. 3,15)

Thomas von Kempen erzählt, es habe einmal ein Mann bei der hl. Wandlung die hl. Hostie nicht leben können, obwohl er mit größter Anstrengung danach schaute. Betroffen über diesen Vorfall, teilte er ihn einem Geistlichen mit. „Haben Sie vielleicht“, so traute dieser, „irgend einen geheimen Groll gegen einen Mitmenschen?“ Da erweckte sich der Mann, daß er tatsächlich seit einiger Zeit mit seinem Nachbar in Feindschaft lebte. „Lieber Freund“, jubt der Pfarrer weiter, „Sie müßten zuerst Frieden machen, dann wird Ihnen die hl. Hostie wieder sichtbar werden.“ Der

Mann besorgte den Rat, verhönte sich mit seinem Nachbar, ging zur Beicht, begab sich zur hl. Messe, und richtig, als er bei der hl. Wandlung die Augen erhob, sah er zu seiner größten Freude deutlich über dem Haupte des Priesters die hl. Hostie.

Li her Freund! Solltest du irgend welchen Stroll oder irgend welche Feindschaft gegen einen Menschen unterhalten, sei er zu Hause oder im Felde, dann magst du vielleicht die hl. Hostie in der Kirche sehen, das Angesicht Gottes im Himmel aber wirst du niemals erblicken; denn Feindschaft und Hoz können nicht über die Schwelle des Himmels treten. Darum beschwöre ich dich, pflanze recht die Liebe in deinem Herzen auf und wünsche Gutes einem jeden. „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Schmähung mit Schmähung, sondern segnet einander, weil ihr berufen seid, Segen zu haben.“ (1 Petr. 3, 9.) Ich schließe mit der Mahnung des hl. Paulus: „Alle Bitterkeit, Grimm, Zorn, Weichheit und Vösterung samt aller Bosheit laßt ab, und wegethacht aus eurer Mitte; seid vielmehr geliebt, freundlich, nachgiebig und verträglich, wie auch Christus euch vergeben hat.“ (Eph 4, 31.)

Der Burgparrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Alles in und für Gott.

„Die Hand bei der Arbeit, das Herz bei Gott“, das ist eine so recht christliche Lebensregel, nach der sich alle jense richten, die in Gott ihr ewiges Glück, Ziel und Ende sehen. Und das ist auch gar nicht anders möglich, hat ja doch der göttliche Heiland einstens gesagt: „Wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein!“ So aber jemand nur das Angenehme, das die Welt bietet, als ein erstrebenswertes Glück und einen zu erlangenden Vorteil für sich betrachtet, der wird nur selten oder gar nicht sein Herz zu dem erheben, der es doch für sich erschaffen hat.

Wer fest an Gott hängt, der bringt auch alles in Beziehung zu Gott. Jeder neue Tag, den er erlebt, ist ihm ein neues Geschenk Gottes, alles Gute, das da kommt, ja auch das Schlimme, das über ihn ergeht, der Vorsehung schreibt er's zu, und wird daher weder stolz noch hochmütig in dem einen, noch niedergeschlagen und kleinmütig im anderen Falle. Und die Vorgänge in der Natur, er sieht sie nicht mit dem Auge der Wissenschaft, die alles nüchtern erklärt oder erklären will; im Rollen des Donners vernimmt er des Allmächtigen Stimme, im Rauschen des Nächleins, im Säuseln des Windes, im Gesange der Vögellein hört er das Danklied der Schöpfung, zu der er auch gehört.

Interessant ist, was die Legende uns von der gottseligen Armella, deren Gedächtnistag auf den 24. Oktober fällt, in dieser Hinsicht erzählt. Sie war eine arme Dienstmagd, die weder Schreiben noch Lesen gelernt hatte; ein wenig Religionsunterricht vor der ersten heiligen Kommunion war ihr ganzer Bildungsgang gewesen. Und doch hatte das arme Kind jene Weisheit, die allein imstande ist, hinieden zu Frieden und drüben ewig glückselig zu machen. Alles, was sie umgab, brachte sie mit Gott und Religion in Verbindung, las ganze Predigten aus der Natur, die sie aufmerksam betrachtete, heraus. Wenn sie z. B. einen Hund sah, dachte sie nach, wie treu dies Tier seinem Herrn ist und jeden Bissen Brotes, den ihm dieser reicht, mit Lieblösungen lobt. Und dies war gleich eine ernste Lehr', auch so gegen Gott zu sein, der sie mit Guttaten so sehr verpflichtet habe. Sie sagte ferner: „Wenn ich auf dem Felde die kleinen Lämmer sah, die so sanft und friedsam sind, die sich scheren und schlachten lassen, und ganz stumm dabei bleiben, so stelle ich mir meinen Heiland vor, der sich ebenso zur Schlachtkant und zum Tode hat führen lassen und seinen Mund nicht aufgetan — und doch ich bei allen niedrigen Dingen auch ihm es gleichförmig machen sollte. — Wenn ich die kleinen Hühnlein sah unter die Flügel ihrer Mutter fliehen, fiel mir augenblicklich ein, daß mein Heiland sich selbst mit der Henne verglichen und mich gelehrt hat, unter die Flügel seiner göttlichen Vorsehung zu fliehen, um geborgen zu sein. — Wenn ich sah, wie die Bäume sich nach den Bewegungen des Windes beugen und lenken ließen, sagte ich: „O mein Gott, warum bin ich nicht ebenso willig und bereit, mich durch die Bewegung und den Trieb des Heiligen Geistes lenken und leiten zu lassen?“ — Die Fische, welche im Meer schwimmen und darin lustig sind, lehrten mich, daß

ich mich in die göttliche Liebe stets versenken und darin ergötzen solle. — Wenn ich das Feld bebauen sah, so betrachtete ich den Heiland, wie er sein ganzes Leben so viel Mühe und Schweiß ausgestanden, unsere Seele auszubauen und seine Lehre und Liebe hinein zu säen. — Wenn ich zur Zeit der Ernte den Weizen von der Spru sondern sah, wurde ich daran erinnert, daß solches am Tage des Gerichtes mit den Menschen geschehe.“

Wenn Armella wegen Dienstgeschäfte keine Zeit bekam, die Kirche zu besuchen, so suchte sie morgens und abends in den Garten oder sonst ins Freie zu gehen, von wo sie die Pfarrkirche sehen konnte. Da kniete sie dann nieder und betete den Herrn an im allerheiligsten Sakramente. Selbst in der Krankheit legte sie sich immer so, daß ihr Angesicht Tag und Nacht dorthin gerichtet war, wo die nächste Kirche stand.

Die Selige starb zu Bannes am 24. Oktober 1671, nach einem Erdenleben von 65 Jahren.

Nicht wahr, lieber Leser, was die ungebildete Magd zustande gebracht, mühte uns bei gutem Willen doch auch gelingen? Nun gut, auch wir wollen fortan unser Herz immerdar bei Gott haben, in allem, was uns umgibt, seine Werke sehen und dieselben immerdar recht lebhaft auf uns einreden und predigen lassen. Dann wird einmal unser Herz, wenn es für diese Welt zu schlagen aufgehört haben wird, bei Gott seine ewige Ruhe und seinen lichten Frieden finden. Also nochmals: „Die Hand bei der Arbeit, das Herz aber bei Gott“, heute und morgen und immerdar. Der Kalenderschreiber.

Geldheiligtum über Steinhaus.

(Zum Feste des hl. Wendelinus.)

Es heht auf stiller Balde
Umhattet ein heiliges Haus,
Sein Siebel hebt sich vorm Balde
Und schaut in die Lande hinaus,
Die Herzen im Tale zu gräßen.

Uralte Linde netzen
Die Kette darüber her,
Die Lannen stehen und schweigen,
Und Birken träumen umher
Und wüngen die Bedel im Winde.

Vor seines Siebels Grände
Auf hohem göttlichen Lor
Erhebt ein Hirte die Hände
Im Bilde zum Himmel empor
Und segnet die Fluren zu Fäßen.

Klingt auch ein Glöcklein droben
Aus schwantem Turm ins Tal,
Sanft Wendelinus zu loben,
Den Hirten, vieltausendmal
Dem Schützer der Heiden zum Danke.

Wie gar manchemal ist das Glöcklein in diesen Kriegswochen hinausgellungen in Land bei den Bus- und Bittprozessionen und hat hier oben unter den Linden des Wendelinus-Kapellchens bedrängte Herten versammelt zu gemeinsamem Flehen und zu herzlichen Dante gegen Gott, daß der länderverwüstende Krieg unsere lieben heimatlichen Fluren verschone. Wie lagen unsere Täler so friedlich da im Sonnenschein. So weit das Auge schauen konnte, standen die goldenen Garben im weiten Land, ein unermeßlicher Segen.

Doch drüben, wo die Schienen die eisernen Linien am Bergeshang hingehen, leuchte Zug auf Zug in unanhdlicher Folge vorbei und trug Soldaten aller Waffen und Kriegsmaterial aller Art zu den Grenzen gegen die Feinde ringsum. Ununterbrochen tönte das Häuswerk der Bahnstationen. Ach, für wieviele, die da drüben tapferen und todesmütigen Herzens fuhren, war es das Sterbegeläute auf der letzten Fahrt.

Uebervältigender und ergreifender trat nie der Gedanke vor die Seele, als wenn man hier von heuiger Städte aus hinüberchaute — der Gedanke, daß das Menschenleben eine Fahrt ist auf den Flügel der Zeit dem Tode, der Ewigkeit, dem Himmel zu.

Wochen sind vergangen, es ist Herbst geworden. Ach, wie mancher, der unseren Herzen nahe stand, ist nicht mehr.

Still sind die Säger in den Zweigen, gelb ist das Laub der Linden und fällt schon ab. Wie goldene Erinnerungen an vergangene schöne Sommertage liegt es umher und raschelt schluchzend auf, wenn der Fuß darübertritt.

Doch die Lannen stehen grün und hoch emporgerichtet wie unsere Hoffnung auf den Herrn. Vor ihm beugen wir die Knie und beten für unsere Väter und Väter, daß Gott sie beschüge in den Wettern der Schlachten und den Sieg besten möge an ihre Fahnen. Und die den Heldentod sterben, mögen ruhen im Frieden. Die Bitten aus bedrängten Herzen drinaen

empor. Möge Gott die Opfer des Volkes segnen und unser heißgeliebtes Vaterland vor den Verheerungen des Krieges bewahren!

Der mächtige Beschützer unterer Fluren, der hl. Wendelinus, wird uns seine Fürbitte nicht versagen, und wenn am 20. Oktober das Glöcklein zu seinem Feste ruft, werden die Scharen der Wallfahrer vor seinem trauten Feldheiligtum auf dem Wertesberg über Steinhaus anwachsen zu einer Armee von Betern.

Freudig folgen wir dem Ruf; in eiserner Zeit steht der Glode geweihter, eherner Mund: „Allmächtiger Herrscher Christus, der du gemäß deiner menschlichen Natur in dem Schiffe einziehst, aber, als du aufgeweckt wurdest, sogleich dem Sturm, der das Meer auswühlte, gebotest und ihn stilltest, komme deinem Volke in seinen Bedrängnissen gnädig zu Hilfe, benege diese Glode mit dem Tau des Heiligen Geistes, da mit vor ihrem Klang der Feind des Guten fliehe, das christliche Volk erwidert werde zum Glauben, das Heer der Feinde erschreckt werde, das Volk, welches durch die Glode aufgerufen wurde, gestärkt werde im Herrn, und der Heilige Geist erfreut wie durch das Harfenpiel Davids herabsteige — daß wie damals, während Samuel ein säugendes Lamm schlachtete und opferte zum Brandopfer dem ewigen König, ein mächtiges Getöse, die Schar der Feinde erschrecke und in die Flucht trieb, so, während das Getöse dieser Glode durch die Wüste ertönt, eine englische Heerschar die Versammlung deiner Kirche bewahre die Früchte der Gläubigen, ihre Seele und ihren Leib dein ewiger Schutz behüte!“ G. L. Fischer.

Gottesdienordnung während der Offen in der Wendelinuskapelle bei Steinhaus.

Dienstag den 20. Oktober:

1/10 Uhr Hochamt mit Predigt, 2 Uhr Andacht mit Segen. Während der Offen täglich um 7 Uhr hl. Messe und Gelegenheit zum Empfang der hl. Sakramente.

Sonntag den 25. Oktober:

Nachmittags 2 Uhr Andacht mit Segen.

Selig sind die Barmherzigen!

Nach einer wahren Begebenheit aus dem Kriegsjahre 1809.

Sturmfluten brausen durch das Land, Bäume und Sträucher fingen zu grünen an, die ganze Natur zeigte den kommenden Frühling an; nur in den Herzen der Menschen zeigte sich kein Frühlingsoffen. Muthmutig, mit gebeugtem Haupte und müdem Sinn schritt der Bauer hinter seinem Pfluge; er wagte nicht, ob die Saat, die er ausstreute, ihm Frucht bringen oder ob sie von kämpfenden Heeren zerstört würde. Es war ja das kriegerische Frühjahr 1809. Am 20. April hatte Napoleon die Oesterreicher in einer blutigen Schlacht bei Abensberg geschlagen; 5 Tage dauerte das heftige Ringen. Wie hartnäckig der Kampf war, das zeigte das ara zertrümmerte Dorf Schierling. Nur die Kirche und einige Gebäude in der Nähe, darunter der Pfarrhof und das Schulhaus, waren einigermaßen verschont geblieben.

Wäst sah es auch im Pfarrgarten aus; von da aus konnte man durch die zerbrochenen Fenstersehen den Pfarrer Joseph Häring erblicken. Seltam war sein Kopf erhoben, als starrte er ins Leere, um all' die Greuel des Krieges nicht sehen zu müssen; er sah sie auch nicht, denn der treue Hüter seiner Pfarrgemeinde war blind schon seit 10 Jahren.

Um so ergreifender war es, als der blinde Pfarrer zu dem eben eintretenden Franziskaner-Vater sagte: „Sie singt wirklich, Vater, unsere Amsel singt trotz Krieg, Seld und Weibernot; ist das nicht eine Mahnung vom lieben Gott, daß auch wir nicht verzagen sollen?“ Und dann fuhr er fort: „Ich will mit meinem Führer noch einmal hinaus und suchen, ob nicht ein verwundeter Soldat übersehen worden ist. Und sobald Sie bei Ihren Verwundeten fertig sind, kommen Sie nach.“

Der Vater wollte dem alten Pfarrer abtrotzen, aber schon hatte dieser seinen treuen Hund Mentor gerufen, und wie fast täglich seit 10 Jahren, so führte dieses treue Tier seinen Herrn durch alle Dorfassen bis hinaus auf das freie Feld. Und während der Hund sich dicht an seiner Seite hielt, betete der Blinde um baldigen Frieden, so er in

dem Willen Gottes gefeigen sei und sprach dann wieder lieblosende Worte zu seinem Begleiter.

Inzwischen hatte sich der Franziskaner der Verwundeten, die im Pfarrhose lagen, angenommen. Pöthlich stand Mentor, der kluge Hund des Pfarrers, vor ihm und hörte nicht auf zu bellen als bis er den Vater hinter sich nachkommen sah. Und je wei er sie kamen, umso schneller lief der Hund voraus und wieder zurück, gerade als wollte er damit sagen, kommt, kommt, es eilt. Mit einem Male verschwand der Hund hinter einem Gebüsch, man hörte nur noch ein „Ruhig, Mentor“, dann war es still.

Der Franziskaner-Vater konnte nur langsam nachkommen, doch welch' ein ergreifendes Bild bot sich nunmehr seinen Augen dar. Der blind' Pfarrer kniete vor einem schwerverwundeten Manne, der, gestützt auf den Arm des Retters, mit einem schmerzlichen Dankesblick diesem in die lichtlosen Augen sah. Eben als der Franziskaner ankam, entwand dem Verwundeten neuerdings das Bewußtsein, doch eine kurze Untertuchung genügte, um zu zeigen, daß das Leben noch nicht vollendet gewichen war. „Noch lebt er, Gott sei Dank!“ sagte der Vater dann zu dem blinden Pfarrer, dem die Last inzwischen zu schwer geworden war und der insollgedessen den Verwundeten behutsam wieder zu Boden halle sinken lassen. „Es ist ein Oesterreicher, anscheinend keiner von den Kämpfenden. Der Uniform nach halte ich ihn für einen Regiments-Arzt.“

Durch die Untersuchung war der Bewußtlose wieder zu sich gekommen, mit einem Behlaut versuchte er den Kopf zu heben und wollte sprechen. Er konnte jedoch nur: „Arzt — Kaiser-Regiment — Dank“ stammeln, dann war seine Kraft wieder zu Ende. Nachdem der Franziskaner noch schnell einen Notverband gemacht hatte, brachte er mit der Hilfe eines herbeigeholten Mannes den Bewußtlosen in den Pfarrhof.

Als sie den Verwundeten in sicherer Obhut wußten, eilten die beiden Priester wieder in Begleitung des treuen Hundes hinweg, um das Schlachtfeld noch weiter abzusuchen nach Hilfsbedürftigen.

Selbst war es geworden. Die Dorfbewohner waren nur langsam zu ihrer gewohnten Arbeit zurückgekehrt, denn wenn auch der Kampf nicht mehr in unmittelbarer Nähe tobte, so erscholl doch rings im deutschen Lande der Kriegstuf und niemand konnte voraussehen, ob den ersten Dingen nicht noch andere Ärgere nachkommen würden. Auch der Pfarrhof war allmählich leer geworden. Nur ein Gast wollte noch in der Pflanz des Pfarrhause, der Regimentsarzt Franz Heflinger. Nur langsam gelang es der treuen Pflege der Pfarrhospitale und den unermüdeten Bemühungen des wackeren Arztes von Schierling dem Tod sein Opfer zu entreißen. Als aber die Herbstmonate über Schierling und seine Fluren leuchtete, da konnte auch der Regimentsarzt sich ihrer Wärme erweuen, denn nun war er glücklich der Todesgefahr entronnen und konnte mit troher Hoffnung seiner Genesung entgegensehen. Aber der Winter verging und die Sommermonate kam wieder und noch immer war der Arzt in dem gastlichen Pfarrhause. Freilich brauchte der Genesende jetzt weniger Pflege, und die Leute im Pfarrhose konnten wieder mehr ihren Berufspflichten nachgehen, ohne Gefahr zu laufen den fremden Gast zu vernachlässigen. Die Bächer des Pfarrers leisteten diesem in vielen Stunden Gesellschaft, und wer aufmerksamer beobachtet hätte, der hätte finden können, daß in der letzten Zeit der Briefwechsel Heflingers mit seinem Bruder, der Arzt in Wien war, immer reger wurde. Und jedesmal, wenn wieder so ein Brief aus Wien kam, so zeigte sich in dem Gesichte des Regimentsarztes ein freudiges Lächeln, und wenn ihm dann der liebenswürdige Pfarrer in die Quere kam, so richtete sich der Blick auf diesen, halb für etwas bangend, halb zuversichtlich hoffend auf ein glückliches Ereignis. Gut, daß der blinde Pfarrer nicht sehen konnte, wie der Blick des Arztes in solchen Beugen auf ihm ruhte.

Nur einer im Pfarrhof wußte von dem Vorhaben des Regimentsarztes. Der Geistliche aus der Klosterzelle, der in edler Pflichterfüllung einem blinden Mitbruder und in warmerziger Menschlichkeit den Verwundeten im Pfarrhof beistand. Wie leuchte dem Franziskaner das Gesicht, als er aus dem Munde des Arztes die feste Hoffnung erfuhr, dem blinden Freund vielleicht das Augenblick wieder schenken zu können. Freilich, noch war es nur Hoffnung und nicht Gewißheit.

Da kam der Tag, wo es Heflinger nicht länger mehr hinausschieben konnte, dem Gastfreunde seine Heimreise anzukündigen. „Nun muß ich an die Heimreise denken“, sagte er, ehe der Winter Weg und Steg für einen Genesenden unbrauchbar macht. Von meinem Bruder kam die Nachricht daß er schon unterwegs ist, um mich abzuholen, denn allein kann ich die weite Reise nicht machen.“

Man merkte, wie hart ihm diese Ankündigung ankam und auch die Antwort des Pfarrers verriet einen tiefen Trennungschmerz.

Nur ein paar Tage noch und ein Posthorn tönte so hell und froh durch das Dörschen Schierling, als wäre immer Frieden, nie der wüste Krieg mit seinen harten Grausamkeiten gewesen. Doch seltsam, während diese Klänge bei dem Pfarrer und seinen Leuten, die alle den Gast liebvermommen hatten, den bangen Abschiedschmerz immer stärker werden ließen, gewahrte man bei dem Arzte, wie sein Gesicht immer freudiger und zuversichtlicher wurde. Sollte er am Ende die langangehauene im Pfarrhof nur als Last als Langeweile empfunden haben? Nein das konnte nicht sein.

Das merkte man schon an der herzlichen Begrüßung der beiden Brüder. Sie mußten ein großes Geheimnis haben. Sie konnten sich gar nicht trennen und hatten beide viel an den Köpfen zu tun, die der Arzt-Bruder aus Wien mitgebracht hatte. Wären die Leute im Pfarrhof achtundig gewesen, so hätten sie gar bald aus den vielen Instrumenten und Verbandstücken, die aus den Koffern entnommen wurden, eine Lösung des Rätsels gehabt. So aber mußten die Brüder die schwierigste Aufgabe selbst übernehmen, die Hausgenossen und schließlich den Pfarrer über den Hauptzweck all dieser Dinge aufzuklären. Und das war das Härteste, den Blinden zur Einwilligung zur geplanten Operation zu bestimmen. „Vas mir die Prüfung, so wie der Herr sie mit sich hat“, entgegnete mir der edle Priester ablehnend allem Drängem gegenüber, „ich erlaube sie leichter. Wenn ich erst wieder anfangen zu hoffen, schmerzt eine Enttäuschung noch bitterer und es wird mir schwer, mich in Ergebung zu fügen.“

Doch schließlich konnte er dem Zureden der beiden Brüder nicht mehr widerstehen. Wie trauten sich die Brüder, als sie auf den nächsten Tag die Operation schon festsetzen konnten. Als endlich die erwartungsvolle Stunde gekommen war, lag eine eigne Stimmung über dem Pfarrhof. Wer von seinen Inwohnern sich steinmachen konnte, der ließ es sich nicht nehmen, in der nahen Kirche um glückliches Gelingen zu beten. Da, während diese alle noch in Andacht versunken waren, kam vom Pfarrhof herüber ein Bote und verkündete es ihnen, die Operation ist gelungen. Gott sei Lob und Dank!

Einige Wochen waren seitdem vergangen. Es war wieder Sonntag geworden und die ganze Kirche von Schierling war gefüllt voll. Die ganze Pfarrei war herbeigeeilt, denn heute gilt es den Tag zu feiern, den sich niemand mehr erhoffte hatte. Ihr treuester Freund und Seelsorger, ihr Pfarrer Joseph Häring, sollte heute zum erstenmal wieder mit sehendem Auge vor seine Pfarrgemeinde treten. Die Orgel fiel drausend ein, als unter der Thür, die zum Hochaltar führte, der Pfarrer erschien, bleich, fast ädgernd. Einen Augenblick blieb er stehen, legte wie gebendet die Hand über seine solange lichtentwöhnten Augen, dann stieg er sicheren Schrittes die Stufen zur Kanzel hinauf zu innigen Danksworten, besonders für jene, die ihn während der langen Nachzeit

geführt und vor allem für die beiden Ärzte die ihm das Licht wieder gebracht hatten. Wohl zitterte seine Stimme, wohl konnte er es mit der äußersten Willenskraft nicht verhindern, daß langsam schwere Tropfen aus den geheilten Augen über die bleichen Wangen flossen, aber es waren Tränen des höchsten und innigsten Dankes.

Nach beendigtem Gottesdienst, als der Pfarrer unter die Kirchenportie trat, die Augen vorsichtig mit einer Binde gegen das große Licht geschützt, da drängten sich die Kinder der Gemeinde mit Straußchen der letzten Herbstblumen um ihn, alt und jung vertuchte seine Hände zu erblicken und die beiden Ärzte hatten Mühe, die Drängenden abzuwahren.

Im Pfarrhof angelangt, wurde es nur allmählich ruhiger von den vielen Begrüßwünschen. Und als der Pfarrer und die Ärzte und die Hausgenossen wieder alle beisammen waren, wie erinnerten sie sich der wechselvollen Geschichte, die der Herr geschickt hatte, und wie dankten sie alle dem noch einmal, der durch die Nacht des Krieges aufwärts den Weg zum Licht zu weisen wußte.

In dem Pfarrhof zu Schierling erinnert noch heute ein Bild an diese wechselvollen Ereignisse; es zeigt den Augenblick, in dem der blinde Priester den Arzt auf dem Schlachtfelde findet. König Ludwig I. hat dieses Gemälde anfertigen lassen und es soll nach seinem Willen stets die Stätte werden, wo barmherzige Liebe so reichlich gaus und empfing.

Unsere Soldaten beten.

Unsere Soldaten beten — Gott sei Dank! Bei solcher Ueberzahl der Feinde, bei dieser Vollkommenheit der Ausrüstung und angesichts der Tüchtigkeit, die den französischen Soldaten, unseren Hauptgegnern zurzeit, immer eigen war, ist auf unserer Seite nicht bloß hervorragende Truppenführung, bewundernswürdige Tapferkeit, sondern vor allem die Hilfe Gottes nötig. Das hat in unvergleichlicher Weise immer und immer wieder unser Kaiser in allen seinen Aeußerungen betont. Es gibt einen Grund mehr zur Hoffnung auf endgültigen Sieg gegen alle unsere Widersacher, wenn es einem gegönnt ist, einen Blick in die Herzen mancher unserer braven Soldaten oder in ihre Briefe zu tun. Einem Priester schreibt ein ehemaliger Schüler, der sich vor dem Feinde durch hervorragende Tapferkeit ausgezeichnet hat, daß er trotz aller Aufregung und Ermüdung mehr bete als zuhause. — Ein braver schwäbischer Unteroffizier, der Sohn eines tüchtigen Baumeisters, der nebst seinem Bruder vor dem Feinde steht, schickt einem Kloster 5 Mark zur Lesung von bl. Messen, damit der liebe Gott, wie er beifügt, sein und seines Bruders Leben erhält, die Waffen legne, den Sieg verleihe und baldigen Frieden gebe. — Ein in L., einer protestantischen Stadt in Sachsen liegender bayerischer Soldat, der sehr schwer verwundet ist, schreibt seinem Bruder, einem Ordensmann: Voraestern habe ich gebetet und kommuniziert. Du darfst mir glauben, ich vergesse das Gebet nicht. Du hast angefragt, ob ich meinen Rosenkranz und die Benediktusmedaille noch habe — ja freilich, das ist mir ja die Hauptsache. Wenn wir stundenlang in den Schützengraben liegen müßten und die feindlichen Kugeln über uns hinüber pfliffen, da hat nicht bloß dein Bruder, sondern noch mancher Andere den Rosenkranz herausgenommen, oder auch das Gebetbuch und hat in demselben gelesen und gebetet um die Hilfe Gottes. — Nach einem schweren Gefechte in Lothringen ging der Rest einer von furchtbaren Verlusten heimgesuchten Kompagnie nach glücklich errungenem Siege rückwärts dem Quartiere zu. Ein Ordensmann, der unter den Kämpfern sich befand, zog den Rosenkranz heraus und betete stille. Die anderen merkten es und sagten: Bete nur laut vor, heute dürfen wir unserem Herrgott schon danken, daß wir noch am Leben sind. Gesagt, getan! Der Bruder betete vor und die anderen beteten im Chore nach. Ein herrliches Bild! Der Rest einer von schweren Kampfesnöten kommenden Truppe in dankbarem Flehen zu Gott. Solche Beispiele konnte ich noch mehr anführen. Christliches Volk! Mögen die Beispiele deiner Soldaten dir Hoffnung und Mut geben. Gehe jeder seiner Arbeit nach, trage jeder das schwere Kreuz und die Not dieser Zeit mit Mut und Gottvertrauen, widme jeder seine freie Zeit maßlässigem Gebete in dieser furchtbar ernstesten Zeit!

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Die Zuchtmittel.

(Fortsetzung aus Nr. 39.)

Bei der Erziehung der Jugend spielt ohne Zweifel das Kapitel von der Strafe eine sehr wichtige Rolle. Ist die Erziehung überhaupt eine große, wohl die allergrößte Kunst, — so gilt das ganz besonders von der Erziehungsstrafe. Wer recht zu strafen weiß, der darf sich rühmen ein Meister in der Erziehungskunst zu sein. Wir haben in einer Reihe von Artikeln die verschiedenen Strafarten und Zuchtmittel besprochen. Die Körperstrafe wird dabei nicht fehlen können; das hatten wir an der Hand einer kürzlich erschienenen Broschüre in unserm letzten Artikel noch einmal näher auseinandergesetzt. Der Verfasser redet, wie wir schon andeuteten, dabei einer Reform (Verbesserung) dieser Strafart das Wort. Soweit der Verfasser sich mit seinen Vorschlägen an die Eltern, oder den deren Stelle vertretenden Gesamterzieher wendet, wollen wir hier seine Gedanken kurz wiedergeben. (Was für die Schule gesagt ist, wollen wir übergeben.)

Zunächst soll nicht zu viel geschlagen werden. Niemals soll die körperliche Züchtigung angewandt werden bei **relativen Fehlern**, d. h. solchen Verfehlungen, die aus der besondern Natur des Kindes überhaupt oder dieses Kindes hervorgehen. Dahin gehören z. B. Vergeßlichkeit, Leichtsin, Zerbrechen und Verlieren von Gegenständen, unschuldige Knabenstreiche — die überhaupt nicht bestraft werden sollen — die unbändige, ruhelohe Lebenskraft des Kindes sucht sich in tatkräftige Lebendigkeit zu äußern. Falsche Aeußerungen, auch wenn sie den Erwachsenen oft sehr unangenehm sind, waren im Grunde niemals böse gemeint. Die Verirrung muß hier in die rechte Bahn gelenkt werden. Es handelt sich da nicht um Ausrottung böser, schlechter Triebe, zu deren Niederzwingung man dem Kinde behilflich sein muß, sondern um an sich gute Triebe, denen das rechte Objekt zu geben ist. Auch die Trägheit soll, meint der Verfasser, nicht körperlich gestraft werden, weil die Ursache nicht immer auf jenem Gebiet liegt, selbst Eltern, die ihr Kind kennen und täglich um sich haben, können sich hierin täuschen. Man muß untersuchen, ob nicht der Grund der Trägheit in körperlicher oder geistiger Unfähigkeit, Niedergeschlagenheit des Gemütes, trauriger Familienverhältnissen, Ueberanstrengung auf anderen Gebieten usw. liegt. Manchmal ist das, was als Trägheit gestraft wird, wirklich Krankheit. Da wird eine körperliche Strafe zur Grausamkeit. Selbst wenn wirkliche Trägheit vorhanden ist, soll man es mit anderen fogen. Zweckstrafen versuchen, durch die dem Kind die Freude an der Arbeit und das Ehrgefühl der Pflicht gegeben wird. (vgl. Förster, Jugendlehre.) Anders ist es bei den absoluten Fehlern, d. h. bei Regungen und Vergehungen, die an sich schlecht sind, bei denen es sich um Aeußerung und Betätigung eines schlechten Triebes handelt. Es kommen da besonders drei in Betracht bei der praktischen Erziehungstätigkeit, **Ungehorsam, Lüge, Unfeuschheit**. Diese drei Fehler stellen den verkehrten Gebrauch des Willens, des Verstandes und des Körpers dar und hierfür ist die strengste Sühne, die Ahndung durch die körperliche Züchtigung, aufzuerlegen. Unter Ungehorsam ist die freiwillige Nichtbefolgung der von Gott, von den Eltern und den rechtmäßigen Vorgesetzten gegebenen Gebote und Weisungen zu verstehen. Auch wenn es sich nur um geringfügige Vergehen handelt, soll hier unerbittlich gestraft werden, denn nicht so sehr muß die einzelne Tat des Ungehorsams, sondern die Verletzung des Prinzips (Grundgesetzes) geahndet werden und die ist auch im kleinsten Vergehen dieser Art vorhanden. Besonders in unserer Zeit ist die Erziehung zum Gehorsam vor allem nötig. Wird die Autorität verletzt, sei es die eigene oder eine fremde, so muß die Strafe erfolgen. Gerade die Verletzung fremder Autorität darf niemals ungefühnt durchgehen. Dadurch fühlt das Kind deutlich, daß es sich nicht um eine Sache der selbst beleidigten Person, sondern um die Sache, um das Prinzip handelt, das über der Person steht. Die Eltern, die den Knaben strafen für einen Ungehorsam gegen den Geistlichen oder Lehrer bringen den Knaben einen größeren Schritt vorwärts in der idealen Auffassung des Gehorsams, als wenn sie eine Strafe erteilen für Vergehen gegen ihre eigene Autorität. Sie vernichten aber geradezu den Zweck der Strafe und erschweren dem Knaben den wahren, sittlich hoch zu bewertenden

Gehorsam, wenn sie nur Verstöße gegen die eigene Autorität bestrafen, und solche gegen fremde ungefühnt lassen oder gar sich mit dem Kinde gegen eine fremde Autorität verbünden, wie es leider gar oft seitens der Eltern aus **verkehrter Liebe** zu den Kindern (sog. Affenliebe) geschieht. Gewiß kann dies auch einmal notwendig werden, dann muß es aber stets ohne Wissen des Kindes oder unter gründlicher Aufklärung geschehen.

Daß bei der bewußten Lüge die körperliche Züchtigung am Plage ist, darüber herrscht wohl allgemeine Uebereinstimmung. Der bewußte Mißbrauch des Verstandes in der Erdichtung unwahrer Dinge zum Zwecke der Hintergehung ist eine in seinen Folgen zu fundamentale Schädigung der menschlichen Gesellschaft, um nicht dem Kinde mit der schwersten Strafe zur Ueberwindung dieses Ganges behilflich zu sein. Es kommt auch hier nicht auf die Schwere des einzelnen Vergehens an — sondern auf das **verlechte Prinzip** und deshalb muß auch die **kleine Lüge** gestraft werden. Wenn man nur die **Einzeltat** berücksichtigen wollte, dann dürfte man überhaupt nicht strafen, weil Kinderfehler rein als Einzeltat genommen überhaupt meist nicht schwer wiegen.

Bei der **Unfeuschheit**, wobei es sich natürlich nicht um eine Behandlung des bekannten schweren inneren Jugendkamps handelt, sondern um offensbare Vergehen gemeiner Schamlosigkeit, muß der gleichen Strafe der körperlichen Züchtigung auch alles unterliegen, was zur Unfeuschheit führt, nämlich Unanständigkeit in Wort und Werk. Damit soll nicht in dem Kinde die bekannte falsche Vorstellung geweckt und bestärkt werden, als ob beide dasselbe seien. Diese klare Unterscheidung ist dem Kinde, das in die Lage einer derartigen Belehrung kommt, wohl zu vermitteln. Die beiden gleiche schwere Strafe aber soll die Gefahr und Verwerflichkeit der Annäherung an den Brandstoff der Unsitlichkeit dem Kinde tief einprägen und ihm durch das strengste Mittel zur Ueberwindung auch der kleinsten Schwäche in diesem Punkte helfen. Hier können Eltern und Erzieher gar nicht wachsam genug sein. Eine geeignete Ueberwachung der Kinder beim Spielen, beim Schlafengehen, beim Baden, beim Verrichten der Notdurft, auf dem Lande auch beim Viehhüten, eine zeitweilige Kontrolle der Vektüre, der Schränke und Kommoden in der Kinderstube, der Kleidertaschen usw. ist strenge Pflicht der Eltern und Erzieher. Wenn diese Ueberwachung und Beobachtung des Kindes auch möglichst unauffällig geschehen soll, so muß sie doch so sein, daß die Kinder vor einer plötzlichen Ueberaschung durch die Eltern nie sicher sind. Es ist merkwürdig, wie arglos in diesem Punkte viele Eltern sind und wie sie gar nichts von den großen sittlichen Gefahren zu ahnen scheinen, die den heranwachsenden Kindern drohen. Wie mancher Junge hätte vor sittlicher Verkommenheit bewahrt werden können, wenn eine empfindliche körperliche Züchtigung gleich am Anfang gewissermaßen als Warnungstafel vor ihm aufgerichtet worden wäre.

In diesen drei Fällen also, wo es sich um Ungehorsam, bewußte Lüge und Unfeuschheit handelt, soll die körperliche Strafe zur Anwendung kommen, wird dagegen zu häufig geschlagen, dann verliert diese Strafe ihre sittliche Bedeutung und hat Begleitumstände im Gefolge, die zu widerwärtigen Prügelnszenen führen und den Strafenden wie Bestraften verrohen. Zwei Momente kommen hier in Betracht.

Vielfach läßt sich der Züchtende nicht mehr durch das aus Liebe zum Kinde hervorgehende **Bislich** gefühlt des Vertreters der gonggegebenen sittlichen Ordnung, sondern aus **persönlicher Verärgerung** leiten, und je ärgerlicher er ist, um so härter straft er. Der Grad seines Ärgers allein ist maßgebend für die Strafe. Die Strafe erhält somit einen ganz **willkürlichen Charakter** und erschweint dem Kinde mehr als ein gewaltsamer Racheakt, denn als sittlicher Sühneakt. Naturgemäß verliert dadurch die Strafe auch in der Ausführung die sittlichen Würde. In dem Ärger und unter Echelten auf das Kind zornig Einschlagenden sieht es einen Angreifer, dem es sich in natürlicher Angst unwillkürlich zu erwehren sucht. Das ist der zweite widerliche Moment: die **Abwehr**. Das Kind wirft sich auf den Boden, hält abwehrend die Hände vor und sucht dem Griff des Strafenden sich gewaltsam zu entwinden. Die sittliche Auffassung der Strafe sht ihm vollständig und die Art der Vollziehung erinnert auch nicht im geringsten an diese sittliche Auffassung, so sie erschwert sie noch. Von einer solchen Prügelnszene gilt allerdings was Förster sagt (Schule und Charakter S. 23): „Kein Erzieher würde mehr prägnant, wenn er sich im Augenblick der Aktion im Spiegel sehen würde“, und wenn so gestraft wird, ist es auch

richtig, daß der „Prügelnde sich selber um seine tiefsten pädagogischen Einwirkungen bringt und seine Zöglinge des stärksten Eindruckes erzieherischer Würde beraubt“. Deshalb aber nun, wie Förster es tut, die körperliche Züchtigung überhaupt verwerfen, hiesse das Kind mit dem Bade ausschütten, wie wir schon in dem letzten Artikel ausgeführt haben. Gewiß, schlagen und geschlagen werden, ist an und für sich nicht schön, aber das Widerwärtige was an einer Züchtigung ist, wird verklärt durch die bedeutsame sittliche Auffassung, wonach sie als Akt der Sühne empfangen und gegeben wird. Nur wenn die ganze Würde ihrer sittlichen Bedeutung dem Gestraften in der Beziehung zum Bewußtsein gebracht wird, kann er die starke Selbstüberwindung geduldig Hinnahme des sühnenden Schmerzes leisten, nur dann wird aber die Züchtigung auch ihre **sittliche Wirkung** ausüben und in ihrer erziehenden Wirkung die Jahre der Körperstrafe überdauern, nur dann wird sie dem Knaben nicht als Zwang und Gewalt unter die er sich duckt und der er froh ist bald entronnen zu sein, sondern als **Hilfe und Sühne** erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Feldpost kommt.

Wie der Blitz fährt alles auf und bald ist der Feldweibel von allen Seiten umringt. Wie schneidig warteten wir schon so lange auf auch nur einen einzigen Brief aus der geliebten Heimat. Mit einem wahren Heißhunger werden die Mitteilungen unserer Lieben verschlungen. Nicht einmal, oft fünf- bis sechsmal lesen wir die Zeilen und eine gewisse Befriedigung legt sich auf die Gemüter. Was die Feldpost nicht alles brachte: Paletchen mit Schokolade, Zigaretten, Zigaretten usw. Doch wie groß war unser Erstaunen, sogar Zeitungen konnten zum Vorschein. Wie oft schon hatte ich mir solche gewünscht! Da ich doch ein eifriger Zeitungsleser. Wer aber beschreibt meine Freude! Die Zeitungen waren an mich adressiert. Mein Onkel hatte nämlich ohne mein Wissen ein Feldabonnement bei dem Bonifatiusboten für mich bestellt. Gluckstrahlend nehme ich meine heißersehnten Zeitungen in Empfang. Aber es dauert nur wenige Minuten, und ich werde von Seiten mit Birten bestürmt, doch ihnen auch eine Zeitung zu überlassen. Gerne tue ich es, wuzte ich doch, wie es mir zummute war. Bald bildet sich um mich herum ein Kreis von wenigstens drei bis vier Ablösungen. Soweit Nummern vorhanden sind, warben sie von Hand zu Hand. Jede Nummer wird in zwei oder drei Stücke getrennt. Jeder will zuerst etwas neues erfahren; sogar mancher läßt seine kostbare Suppe im Etich. Bald war ich als „Zeitungsweib“ in der ganzen Kompanie bekannt und die Kameraden fragten mich Tag für Tag: Was gibt's Neues? Haben Sie keine neuen Zeitungen erhalten? Würden doch mehrere Nummern an uns gelangen? Wie gerne lesen wir Soldaten die Erläuterungen in der Heimat, besonders aber auch die Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Zeitungen sind uns ebenso willkommen wie alles andere.

Gebete für verforbene deutsche Soldaten.

Der Herr Erzbischof von Freiburg hat gestattet, daß für die Dauer des Krieges bei der Beerdigung von deutschen Kriegern, die ihren Verwundungen erlegen sind, am Grabe statt des im Rituale vorgeschriebenen Gebetes das folgende verrichtet werde:

O Vater der Barmherzigkeit und Gott aller Trostes! Wir empfehlen dir die Seele unseres Mitbruders N., welchen du nach deinen unerforschlichen Rathschlüssen aus dieser Zeitlichkeit abgerufen hast. Laß die Mühen, die er während des Krieges auf sich genommen, die Schmerzen, die er nach seiner Verwundung geduldig ertragen, und das Opfer des Lebens, das er in Verteidigung seines Vaterlandes gebracht hat, ihm gnädig zur Sühne und Genugthuung gereichen für alle Sünden, die er auf seiner irdischen Pilgerschaft aus menschlicher Schwachheit begangen, und verleihe ihm für den Feldennut, mit dem er für das Vaterland gekämpft, und für alle Gute, das er je hinieden getan, zum Lobne gnädig die Siegestrone der ewigen Lebens. Amen.

Weint nicht um gefallene Krieger!

Die haben das Schönste, das Höchste erreicht; Sie haben als Helden, als Sieger! Sie starben für Vaterland, Freiheit und Recht. Der Herrgott der lobt es den Helden! Ihr'n Ruhm werden bis in das fernste Geschlecht Euch Helbenge Äuge noch melden!



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbruderkerei in Sulda.

Nr. 43. Sonntag den 25. Oktober 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentaler. — Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. — Der heilige Dreiebund. — Aus dem Kalender der Woche. — Ist der Krieg erlaubt. — Zepelin an der Arbeit. — Wadere Soldaten aus dem Kriegsjahr 1866. — Ueber eine Beerdigung im Feld. — Splitter. — Alletet über Kindererziehung. — Wir Mütter! — Feldbrief an die Eltern und Anverwandten der katholischen Soldaten. — Meinen Jungen.

Wochentaler.

- Sonntag, 25. Oktober, 21. n. Pfingsten. Fest der heiligen Reliquien, Crispin und Crispinian.
- Montag, 26. Oktober. Evaristus, Papst und Martyrer.
- Dienstag, 27. Oktober. Vigil von Simon und Judas Florentin, Sabina.
- Mittwoch, 28. Oktober. Simon und Judas, Apostel.
- Donnerstag, 29. Oktober. Vom Tag. Eusebia, Marzissus.
- Freitag, 30. Oktober. Vom Tag. Serapion, Martyrer.
- Samstag, 31. Oktober. Wolfgang, Bischof und Bekenner.

**Einundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.
Das Gleichnis vom unbarmherzigen Knechte.**

Evangelium Matth. 18, 23-35.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der mit seinen Knechten Abrechnung halten wollte. Als er abzurechnen anfang, brachte man einen, der ihm 10000 Talente schuldig war. Da dieser aber nichts hatte, womit er bezahlen konnte, so bejahl der Herr, ihn, sein Weib, seine Kinder und alles, was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor dem Herrn nieder, bat ihn und sprach: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen!“ Und der Herr erbarmte sich über den Knecht, ließ ihn frei und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausging, traf er einen seiner Mitknechte, der ihm 100 Denner schuldig war. Er packte ihn, würgte ihn und sprach: „Bezahle, was du schuldig bist!“ Der Mitknecht fiel ihm zu Füßen, bat ihn und sprach: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen!“ Aber jener wollte nicht, sondern ließ ihn in das Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Die übrigen Knechte wurden hierüber sehr betrübt, sie gingen hin und erzählten es ihrem Herrn. Da rief der Herr jenen Knecht zu sich und sprach zu ihm: „Du böser Knecht! Die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast; hättest nicht auch du meines Mitknechtes dich erbarmen sollen, wie ich mich deiner erbarmt habe?“ Und der Herr ward zornig und übergab ihn den Bestyrern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein jeder seinem Bruder, von Herzen verzeihet.

Der heilige Dreiebund.

(Nachdruck verboten.)

Begleite mich heute auf die Spitze eines fernen Hügels. Hinter uns liegt das Meer, durch das soeben die Israeliten trockenen Fußes gegangen sind; vor uns winkt in weiter Ferne das gelobte Land, das von Milch und Honig fließt, das löstliche Erbe Gottes an sein Volk. Dorthin sind die Blicke der Juden gerichtet, dorthin strecken sich ihre Arme, dorthin eilt ihre Sehnsucht. Aber siehst du dort unten in

der Ebene die wogenden Scharen? Siehst du die Schwerter blitzen und die Schilde sich spiegeln im Morgenstrahl? Es sind die Amalekiter, die dem Volk Israel den Durchzug streitig machen. Kriegstüchtige Leute sind es, abgehärtet, wohlvertraut mit Weg und Steg in dieser wildzerklüfteten Gegend, während die Israeliten müde sind von vielem Wandern, Hirten und Ackerleute, des Krieges ungewohnt, unbekannt im wildfremden Lande. Aber sieh, schon naht Josue, der tapfere Held mit seiner kleinen Schar auserwählter Streiter. Mit Todesverachtung stürzen sie gegen den grimmigen Feind. Doch vor der Uebermacht müssen sie weichen. Aber es naht die Hilfe. Siehst du diesen heiligen Mann mit der ehrfurchtsgebietenden Stirn und dem wallenden Barte? Es ist Moses, der Diener Gottes. Schon am Vorabend hat er mit Josue die Geschäfte geteilt und zu ihm gesagt: streite mit deinen Mannen wider die Amalekiter; ich aber will auf der Spitze des Hügels für euch beten. — Das hast du brav gemacht, du gottesleuchteter Prophet; hast du doch gewußt, daß nicht Mann und Waagen, nicht Ros und Reiter, nicht Schild und Schwert die Entscheidung bringen, sondern die Hilfe des Allerhöchsten. „Das Heil des Volkes bin ich, spricht der Herr; aus jeder Not, aus der sie zu mir schreien, will ich sie erretten.“ Den Blick zum Himmel gewandt, die Arme hoch ausgespannt, betet Moses. „Herr, Gott Israels, gedenke deiner Verheißung, uns das Land zu geben, das von Milch und Honig fließt. Ueberliefere nicht diesen Heiden das Volk, das dir dient und deinen Namen preist; schenke Sieg deinen Auserwählten, daß wir dir danken alle Tage unseres Lebens.“ Und wie die Rose ihr Haupt erhebt, wenn trischer Tau in ihren Kelch fällt, so erholten sich die Israeliten unter dem Gebet ihres Führers. Sie machten Halt auf der Flucht, lehrten sich gegen den Feind, warfen ihn rückwärts, brachten ihm große Verluste bei. Doch wie Bleigewicht lasteten des Moses ausgestreckten Arme an seinen Schultern, und kraftlos ließ er sie herabsinken an den Seiten. Und siehst du nicht, wie die Amalekiter wieder zum Stehen kommen, den Stül umkehren, die Israeliten zurückwerfen? O laß die Hände nicht sinken bester Moses, fahre fort in deinem Gebet! — Da nahen zwei Männer, bringen einen Stein herbei und legen den Moses darauf; dann stützen sie seine Arme, der eine von der rechten, der andere von der linken Seite. Wie ein Adler mit ausgespannten Flügeln über den Höhen kreist, so stand Moses mit ausgestreckten Armen auf der Anhöhe, und

betete ohne Unterlaß, bis am Abend die Amalekiter vollständig geschlagen waren. —
Seht da, liebe Freunde, wie drei Männer um Siegesbeigetragen haben: Moses, der betete, Aron und Hur, die ihn beim Gebete unterstützten. Diese drei bildeten mit einander einen heiligen Dreiebund, an dem die Macht der Feinde zerschellte. Dieser Dreiebund soll auch bei uns zu finden sein. Moses sinnbildet das Gebet, Aron und Hur zwei mächtige Stützen des Gebetes, die ich im Fasten und Almosen erkenne. Du erinnerst dich doch an die schöne Lehre, die der Erzengel Raphael bei seinem Scheiden Tobias mitgab: Gebet mit Fasten und Fasten ist besser als Schätze von Gold aufzuhäufen. — Dieser hl. Dreiebund wird auch in unserm Krieg eine Macht bilden, an welcher der Ansturm unserer Feinde soll zuhanden werden. Was der Heiland sagt, was die Schrift in unzähligen Beispielen und Mahnungen uns predigt, unter Kaiser hat es ausgesprochen mit den denkwürdigen Worten: geht in die Kirche und betet zu Gott! — Wahrlich, dieses Kaiserwort ist nicht msonst verhallt in deutschen Landen, hat vielmehr Armeen von Vetern hervorgezaubert, die das Vaterland beschützen. Welcher Soldat, der das Brüllen der Kanonen, das Säulen der Kugeln vernimmt, zieht nicht aus dem Tornister sein Gebetbuch und stammelt vor Beginn der mörderischen Schlacht ein Gebet im Angesicht des Todes? Aus schriftlichen und mündlichen Nachrichten haben wir die tröstliche Gewißheit, daß unsern Kriegern unter der grauen Uniform ein goldenes Herz schlägt, daß sie täglich ihren Gott vor Augen haben, daß sie von christlichem Geiste getragen und mit Gottvertrauen gepanzert sind. Und wir, die wir zu Hause zurückbleiben, sollten ihnen im Gebetseifer nachstehen? Nein; in heißen Gebeten wollen wir alle den Himmel bestürmen, den Schutz für unsere Lieben, um Sieg der deutschen Waffen, um Frieden für die schwergeprüften Völker. Ist aber nicht Israel zurückgewichen, wenn Moses die Hände sinken ließ? Was lernst du daraus? Daß nur der Beharrlichkeit der Ertrag sicher ist. Im Anfang, als der Krieg noch neu war, als die Gefahr in schrecklichen Umrissen vor unseren Augen stand, da sind die Gebete angeschwollen wie die Wäde bei einem Wolkenbruche und die Kirchen sind gefüllt gewesen wie bei einer Primiz. Nachdem aber der Krieg sozusagen etwas altes ist und wir uns daran gewöhnt haben, sind manche im Gebete nachlässig und müde geworden wie ein alter Saul im Ziehen. Freund, das taugt nichts. Gerade jetzt, wo die

Entscheidung auf der Spitze steht, heißt es beten und nicht nachlassen.

Und daß ich die beiden Stützen nicht vergesse: „Fasten und Almosen.“ Du brauchst nicht gleich am Hungertuche zu nagen, kannst aber doch in deinen Genüssen, Speise, Trank, Kleidung und Lebensanprüchen etwas bescheidener sein und dir etwas versagen und dich einschränken und behelfen. Vielleicht kannst du auch am Abend ein Stündchen länger aufbleiben, von deiner Nachtruhe etwas opfern, warme Strümpfe stricken, Kleider machen oder sonst etwas arbeiten für den Mann im Felde für den Vincenz- und Elisabethverein oder für das Rote Kreuz. Für solche Werke verzicht dir Gott die Sünden, erläßt dir die Hölle und schenkt dir den Himmel. „Denke dir,“ sagt der hl. Johannes Chrysostomus, „du würdest zum Tode abgeführt und es würde dir das Leben geschenkt, wenn du einen Teil deines Vermögens hergeben würdest; würdest du nicht mit Freuden nach dieser Reitung greifen? Nun aber droht dir der ewige Tod und das Feuer der Hölle. Beides aber soll dir geschenkt werden durch die Kraft des Almosens, durch die Werke der Liebe.“ Sollen wir nicht mit tausend Freuden einen so leichten, so bequemen Weg einschlagen? So wirst du mit dem „hl. Dreibund“ nicht nur dem Vaterlande nützen, sondern auch den Himmel dir erkauen.

Der Burgpfarter.

Aus dem Kalender der Woche.

Der kirchliche Sternenhimmel.

Schon ist der flüchtige Kreislauf des Jahres beim vorletzten seiner Monate, beim November, angelangt; an die immer kürzer werdenden Tage schließen sich jene tiefdunkeln Nächte, deren Finsternis nicht wie im Winter durch der gewaltigen Schneeflächen Leuchten gemildert wird. Und in diesen Nächten emporsteigt sich des Sternenhimmels flimmernde und glitzernde Pracht ganz anders als zur Sommerzeit. Auch die kleineren Gestirne heben sich von dem pechschwarzen Hintergrunde deutlich ab und staunend und bewundernd blickt du empor zu den Wundern der Höhe, wenn irgend ein Anlaß dich hinausführt zur Nachtzeit in Gottes freie Natur. Willst du Sternlein glänzen hermeder und doch siehst du nur einen Teil derselben, denn hinter den sichtbaren gibt es noch unzählige andere, wie die Astronomen sagen.

Einem Sternenhimmel vergleichbar ist auch das ungeheure Heer der Heiligen, welche die katholische Kirche hervorgebracht hat, und bewundernd heben wir unsern Blick zu ihnen empor aus dem dunkeln Tal der Jähren. Tausende und Abertausende sind uns nach Namen, Stand, Heimat und Martyrium bekannt; aber Millionen und Millionen Gerechter gibt es, die den Kampf glücklich vollendet haben hienieden und im Jenseits gekrönt wurden mit der Krone des ewigen Lebens, deren Namen kein Kalender, keine Heiligen-Legende und kein Martyrer-Verzeichnis uns meldet. Und während die bekanntesten Heiligen und Seligen einen bestimmten Tag zugewiesen erhielten im Kirchenjahre, an denen ihrer von der streitenden Kirche gedacht wird, blieben die anderen alle, alle ohne Verehrung, wenn nicht ein Tag eingeseht wäre, welcher allen Heiligen insgesamt geweiht ist; es ist das Fest Allerheiligen, das am 1. November gefeiert wird.

Das Fest verdankt seinen Ursprung folgenden Umständen: Etwa 25 Jahre vor Christus ließ Markus Agrippa, der Schwiegerohn des Kaisers Augustus, zu Rom einen herrlichen Tempel erbauen, um ihn seinem Schwiegervater zu widmen. Da aber dieser eine solche Ehrung nicht annahm, so widmete jener das Gebäude den Göttern Mars und Jupiter Vindex, dem Rächenden, um das beständige Andenken an den Sieg, den Augustus bei Aktium über Markus Antonius und Kleopatra errungen, zu erhalten. Später wurden darin die Statuen der Göttin Cybele und aller anderen Götter und Göttinnen aufgestellt. Der Tempel erhielt davon den Namen Pantheon, d. i. Sammelplatz aller Gottheiten.

Als das Christentum dann im Laufe der Jahrhunderte zur Staatsreligion erhoben wurde, fielen die meisten heidnischen Tempel dem Untergange anheim, das genannte Prachtgebäude jedoch wurde verschont. Man schaffte nun die Götterbilder heraus und schloß seine Pforten.

Papst Bonifatius IV. hat später den Kaiser Phocas um das Pantheon, weil er es zu einem christlichen Gotteshause umwandeln wollte. Seine Bitte wurde gewährt und das Pantheon am 1. Mai 609 zu Ehren des wahren Gottes eingeweiht. Der Papst ließ dann die Gebeine der ehrwürdigen Glaubensbekenner aus den verschiedenen Kirchhöfen Roms sammeln, auf 28 Wagen zur neugeweihten Kirche fahren und dort ehrenvoll bestatten. Von dieser Zeit an erhielt sie den Namen: „Heilige Jungfrau von den Martyrern.“ Wegen ihrer runden Form wurde sie aber auch „Rotunda unserer lieben Frau“ genannt. Der Papst verordnete auch, daß alljährlich an demselben Tage das Gedächtnis der Einweihung festlich begangen werde. Damit verband sich von selbst die Feier eines Allerheiligentages an diesem Tage. Papst Gregor III. hat dasselbe auf den 1. November verlegt, und Papst Gregor IV. im Jahre 834 auf Ansuchen Ludwigs das Frommen die Feier für die ganze Kirche vorgeschrieben.

So wird die Kirche nach Möglichkeit dem Spruche „Ehre, wem Ehre gebührt“ zufolge allen jenen gerecht, die jetzt als Sterne am Himmel Gottes erglänzen. Und auch die Verlegung der Festes in die Zeit des Herbstes ist nicht ohne Bedeutung. Es ist ja die Zeit nach der Ernte, da alles, was die Erde hervorgebracht hat in der heißen Jahreszeit, eingebracht ist. So haben auch die Heiligen den Lohn heißer und lauspreicher Tage geerntet und freuen sich nun der ewigen unvergänglichlichen Früchte.

Wir aber hier auf Erden müssen noch arbeiten und säen und den Schweiß des Tages ertragen, um dereinst zu der gleichen goldeneu Ernte zu gelangen. Und wenn uns da müde und matt der Arm sinken und der Mut uns verlassen will, da brauchst du nur einen Ausblick zum Sternenhimmel der Heiligen und Seligen, die ja auch einst das gleiche Loos zu tragen hatten; dann werden wir neue Kraft schöpfen zu neuen Mähen und Opfern.

Der Kalender-Schreiber.

Ist der Krieg erlaubt?

Blutigrot lodert die Kriegsflagge in ganz Europa, Länder und Völker stehen einander gegenüber mit den Waffen in der Hand. Hoch geht in unseren Tagen die patriotische Begeisterung, auch die schwersten Opfer an Gut und Blut legt unser Volk, in der tiefen Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Krieges und von der Gerechtigkeit seiner Sache, freudig auf den Altar des Vaterlandes. Mit berechtigtem Stolz schickt der Vater seine Söhne ins Feld, und der Segen der Mutter und das Gebet der Schwestern und die Liebe der treuen Lebensgefährtin begleiten den tapfern Krieger hinaus auf die Wahlstatt. Bewundernswert ist die Disziplin und die Ausdauer unserer Truppen; und ihre Uner-schrockenheit und ihr Heldennut im Kampfe würdig der schönsten Zeiten unseres Vaterlandes.

Und doch, wie menschlich ist es, wenn einmal der Tod eine reichere Ernte hält und wenn die Jüge von Verwundeten und anschaulich die Schrecken des modernen Krieges zeigen und wenn infolge der längeren Dauer des Krieges die drückenden Begleitererscheinungen sich da und dort mehr fühlbar machen, daß einmal die zaghafte Frage auftaucht: Ja, ist denn das wirklich alles notwendig? Muß es denn sein? Und wäre der ewige Weltfrieden, von dem man zur Zeit der Ruhe gesprochen, nicht doch ein schöner Traum? O ja, ein Traum und auch nur das! Wenn Gott das Haus nicht baut, dann bauen die Bauleute vergebens. Je mehr sich die heutige Kultur von ihrer natürlichen Grundlage, von Gott, entfernt, desto mehr schwindet der Traum vom ewigen Frieden in nebelhafte Fernen. Kriege hat es immer gegeben und wird es immer geben; was jedoch die Gefahr des vielgefürchteten Weltkrieges, der nunmehr ausgebrochen, schon seit Jahrzehnten wie ein Damoklesschwert über dem Haupte Europas hängt, das ist der Unglaube, das ist die Gottentfremdung der Menschen und ihrer Führer und Ratgeber, welche unserer Kulturmenschen in langsamer, aber unaufhaltsam ihr Werk tuender Minierarbeit die unentbehrlichsten sittlichen Werte entzogen hat. Gott sei Dank, ist weder bei uns in Deutschland noch in dem verbündeten Oesterreich, dessen Söhne gleichfalls schon Wunder der Tapferkeit verrichtet, diese sittliche Ent-

kräftigung so weit gediehen, daß das Volk in seiner Gesamtheit schon die Widerstandskraft gegen die Feinde aller höchsten Güter eingebüßt hätte. Die geradezu grenzenlose Begeisterung, mit der in Mitteleuropa die Kriegserklärung aufgenommen wurde und die Tapferkeit, welche unsere Söhne und Brüder bereits vor dem Feinde bewiesen, können nur unseren Mut belben und uns mit der festen Hoffnung erfüllen, daß Gott uns in seiner Güte auch den endgültigen Sieg verleihen wird.

Wenn je ein Krieg, so hat gerade der gegenwärtige gezeigt, daß Kriege nun einmal eine blutige Notwendigkeit sein können und in ihrer Notwendigkeit liegt auch der Grund ihrer Erlaubtheit vom Standpunkte des christlichen Sittengesetzes aus; das gilt in ganz hervorragender Weise vom gegenwärtigen Krieg. Es dürfte sehr zeitgemäß sein, die Erlaubtheit eines Krieges, vom Standpunkte des christlichen Sittengesetzes aus, einmal etwas eingehender darzulegen.

Wir können uns zunächst auf den rein naturrechtlichen Standpunkt stellen. Naturrecht und Naturgesetz geben uns zwei Grundprinzipien an die Hand, welche uns sowohl die Erlaubtheit des Krieges zum Bewußtsein bringen, als auch die Grenzlinien und Bedingungen erkennen lassen, unter denen der Krieg gerecht und erlaubt ist.

Das erste Grundprinzip ist die tief im Rechtsbewußtsein des Volkes wurzelnde Ueberzeugung von der Berechtigung der Nothwehr. Jeder Mensch weiß, daß er sich gegen einen ungeredeten Angreifer, soweit es zur Abwehr des Angriffes notwendig ist, verteidigen kann. Oder soll der ruhig seines Weges gehende Wanderer sich widerstandslos seiner Barschaft berauben oder sich gar das Leben nehmen lassen? Das müßte ihm niemand zu, auch Gott nicht. Wenn aber ein solches Recht schon dem Einzelnen zusteht, dann muß dieses um so mehr der Gesamtheit der Einzelnen, welche im Staate verkörpert ist, zuerkannt werden. Ja, der Staat wird viel mehr die Pflicht der Nothwehr haben als die einzelne Person, weil diese oft auf die Wahrung ihrer Güter verzichten kann, während der Staat sie wahren muß. Der Krieg ist also nichts anderes als ein Akt der sozialen Nothwehr und seine Erlaubtheit knüpft sich an dieselben Bedingungen, durch welche die Nothwehr überhaupt in den Grenzen der Gerechtigkeit erhalten wird.

Wenn wir den Krieg als Akt der Nothwehr bezeichnen, so ist damit nicht gesagt, daß nur der Verteidigungskrieg erlaubt sei, nicht aber der Angriffskrieg, das heißt, daß man immer warten müsse, bis der Feind tatsächlich angreift. Der Unterschied zwischen Defensiv- und Offensivkrieg ist eigentlich ein technischer, kein grundsätzlicher. Die beste Verteidigung eines in seinen Lebensinteressen bedrohten Staates ist oft das vorbeugende Vorkommen, zum Beispiel durch Entloftung feindlicher Truppen und Festungen, Wegnahme der feindlichen Kriegsvorräte, Abschneidung der Zufuhr. Ein solcher Krieg mag formell ein Angriffskrieg sein, ist aber tatsächlich ein Verteidigungskrieg.

Aber das folgt aus dem Begriff der Nothwehr, daß nicht mehr geschieht als notwendig ist zur Wahrung der Sicherheit und der berechtigten Interessen des Staates. Wenn also diplomatische Verhandlungen, Repressalien, Vermittlung, Warenboikott und dergleichen Mittel genügen, um dem Staat zu seinem Rechte zu verhelfen, so darf nicht zum Kriege gegriffen werden, der doch immer das größere Uebel bleibt. Ebenso muß die Bereitwilligkeit immer vorhanden sein, den Krieg einzustellen, sobald der Zweck erreicht ist oder der Feind sich ohne irreführende Hinterhältigkeit zu gerechten Friedensbedingungen versteht. In gleicher Weise ist sinn- und zweckloses Morden und Brennen immer unerlaubt, und sowohl das ganze Heer als einzelne Abteilungen haben nur insoweit das Recht zur direkten Schädigung des Feindes an Leben und Habe, als es zur Abwehr oder zum günstigen Kampferfolg oder zur eigenen Erhaltung notwendig und zweckmäßig ist. Unerlaubt sind auch alle in sich unsittlichen Mittel, wie Lüge, Mord von Unschuldigen und Wehrlosen, Entehrung von Frauen, Tötung oder Verstümmelung bereits kampfunfähiger. Näheres bestimmen die völkerrechtlichen Konventionen. Natürlich sind Kriegslüge, Scheinausfälle, gewisse Kunstgriffe, durch die der Feind sich selbst in Irthum führt, keine Lügen und daher nicht unerlaubt.

So, wie jedem Staat dieses Recht der Nothwehr für sich selbst zusteht, kann und muß er unter Umständen auch einen anderen ungerecht geschädigten Staate oder Bundesgenossen Hilfe in der Nothwehr leisten.

(Schluß folgt.)

Zeppelin an der Arbeit.

Eine schwüle Nacht senkt sich über die Schlachtfelder. Die Sterne glühen am Firmamente auf. Im Graze beginnen die Grillen zu zirpen. Ein friedliches Ronzert nach dem Donnern der Geschütze!

Noch vor einer halben Stunde haben die Patrouillen einen französischen Flieger herabgeschossen. Und das war gut, denn hinter der Front liegt ein deutscher Luftkreuzer, von dessen Nähe der Feind keine Ahnung hat.

Seine Gaszellen sind schon seit einer halben Stunde gefüllt. Die Besatzung steht leise plaudernd neben den gepanzerten Gondeln.

Der Oberingenieur läßt die Motore langsam anlaufen und beobachtet dabei prüfend das Spiel der Wellen in den stählernen Lagern.

Heute gilt es. Zum ersten Male soll das kühne Luftfahrzeug von oben herab in den Kampf eingreifen. Ordonanzen kommen auf schweißbedeckten Pferden angesprengt und überbringen dem Führer des Luftschiffes Befehle.

Mitternacht ist vorüber. Da klingt von der vorderen Gondel her ein Glodenzichen. Die Besatzung klettert an den Strickleitern in die Gondeln hinauf und im nächsten Augenblick ertönt das Kommando: „Schiff auf!“

Im selben Augenblick setzen die Propeller ein. Man hört das Gleiten der Steuerdrähte. Die Jalousien stellen sich schräg aufwärts gegen das Firmament und majestätisch erhebt sich der Luftriesen empor in sein Reich.

Alle Lichter an Bord sind gelöscht, nur in der vorderen Gondel glüht ein kleines Lämpchen und beleuchtet die Fläche der Luftarte, welche in krausen Linien und Punkten dem Führer den Weg weist.

Z VI hatte sich bis zu einer Höhe von eintausend- und zweihundert Metern emporgearbeitet. Seine Propeller tanzen jetzt einen tollen Reigen. Die Schallverteiler legen ihre großen, parabolischen Ohrmuscheln dicht an das Motorgehäuse und vibrieren leicht in dem Brausen und Knattern, das die hundertunddreißigförmigen Maschinen erzeugen.

Durch die Decktreppe hinauf eilen die Geschümannschaften, welche die Maschinengewehre auf der oberen Plattform zu bedienen haben.

Wehe dem feindlichen Flieger, der sich in die Nähe des Riesens wagt! Wie ein Adler die Taube würgt, so zerfleischt ihn die Krallen des Beherrschers der Lüfte.

Der Führer sieht zur Tiefe. Die Erde erscheint als eine schwarze Fläche, aus welcher hin und wieder das trübe Auge eines Lagerfeuers herausleuchtet.

Doch jetzt blüht unter ihm plötzlich der mächtige Lichtkegel eines deutschen Scheinwerfers auf, um gleich darauf wieder zu verlöschen. Der Telegraphist ergreift den Nactonitaster und gibt Aufklärung nach unten.

Um einhalb drei Uhr muß man über Lüttich schweben, um den Sturmangriff der Kameraden zu unterstützen.

Von Zeit zu Zeit gleiten in der Tiefe die Lichtzeichen vorbei, die dem Riesenvogel auf seinem Fluge als Markierungen dienen: vier im Kreuz aufblinzelnde Lichter.

In stolzem Fluge schießt der schlauke Kriegsadler dahin. Es ist zwei Uhr.

Der Mond erleuchtet bereits. Die Nebel steigen und liegen als dünner Stratussteppich über dem Firmament.

Sie umhüllen den kühnen Nar mit weißen, wallenden Schleieren und zwingen ihn zur genaueren Orientierung seinen Flug zu senken.

Jetzt müssen die verwegenen Luftpiraten nahe am Ziele sein.

Graue Gebäude rücken ihre Konturen in den Horizont und darüber hinaus erscheinen als feine, vielgestaltige Filigranarbeit Türme und Schornsteine.

Durch den surrenden Ton der Luftschrauben hört man ferne ein langgezogenes Hornsignal.

Mit unheimlicher Schnelligkeit rast Z VI jetzt dahin.

Drei auserwählte Menschenhirne lenken seinen Flug und arbeiten fieberhaft an der Ausführung des Zerstörungsplanes.

Der Maschinentelegraph klingelt und trägt die Befehle in die hintere Gondel.

Wieder gleiten die Jalousien in ihren Drahtgestellen und weiter abwärts richtet sich der Flug.

„Wir sind am Ziele!“ sagt der Führer zum assistierenden Kameraden, und leichtes Ritzern in der Stimme verrät Freude und Aufregung.

Von der Erde tönt fernher wieder ein Hornsignal. In heller, aufsteigender und plötzlich fallender Tonfolge mach es die Pulse derer da unten und derer hier oben schneller schlagen. Der Sturm beginnt.

„Korb fertig?“ fragt der Kommandant durch sein Sprachrohr.

„Alles in Ordnung!“ kommt die Meldung.

„Steigen!“

Z VI fängt an zu zittern, als ob er den Ernst der Lage wie ein vernunftbegabtes Wesen begriffe.

Mit stolzer Sicherheit steigt er aufwärts, sieghaft und majestätisch.

Und es ist auch höchste Zeit.

Schon bellen aus den Forts die Kanonen gegen ihn an wie heifere Hunde. Pfeifend schießen die Projektile dicht neben dem Tragkörper in die Luft empor.

Aber von draußen aus der Ebene ertönt fast gleichzeitig das Brüllen der deutschen Geschütze. Und die haben ein anderes Ziel. Krupp spricht ein ernstes Wort mit dem Feind und Zeppelin wird seine Meinung auch bald sagen.

Jetzt nimmt ihn die Stratuswolke auf, die durch die Rauchfahnen aus den Schornsteinen der Stadt fast undurchsichtig verdichtet wird.

Der Barograph zeigt eintausendunddreihundert Meter Höhe. Wieder ertönt ein Kommando, das in dem Brausen der Luftschraube nur dem Ingenieur in der hinteren Gondel verständlich ist.

Plötzlich verstummen die Propeller.

Ein gepanzertes Ballontorb senkt sich zwischen den beiden Gondeln herab, schwankt einen Augenblick wie überlegend zwischen Himmel und Erde, und sinkt dann gleichmäßig schnell zur Tiefe.

Die Windtrommeln lassen ihre Stahltrassen ablaufen, und der Korb schrumpft mit seinem kühnen Inzassen unter seiner schwebenden Festung mehr und mehr zu einem Ball zusammen.

Der Luftriesen steht jetzt ganz still.

Wie ein lauschendes Ungeheuer schwebt er regungslos zwischen Himmel und Erde.

Die Männer an Bord halten den Atem an.

Der Korb trägt lastbare Fracht zur Tiefe.

Jetzt stoppt die Seiltrommel. In sanften Pendelbewegungen schaukelt der Korb hin und her.

Nichts scheint sich zu regen. Ist der Mann im Korb bereits von einer feindlichen Kugel getroffen?!

Jetzt setzt ein wütendes Pelotonfeuer ein, als speie eine ganze Hölle ihren Brodem zum Himmel empor.

Der Wadere da unten im Korbe beißt die Zähne aufeinander, wenn die Kugeln an der stählernen Wandung seines Korbes aufschlagen und krasen.

Dann richtet er sich aus seiner geduckten Stellung einen Augenblick auf. Zwischen seinen derben Fäusten hält er eines der schwarzen, feuerspeienden Rieseneier, hält es einen Moment über den Korbrand, als wollte er ihm einer besonderen Segen erteilen, und dann läßt er es zur Tiefe gleiten.

Schnell duckt er sich wieder, und mit klopfendem Herzen lauscht er hinab.

Da — ein markerschütternder Knall. Ihm ist, als ob er das Splittern und Bersten der Steine und Betonmassen deutlich unterscheiden könnte.

Einen Augenblick setzt das feindliche Feuer aus, dann ein vieltausendstimmiger Wutschrei. Kläffend bellen wieder die stählernen Hunde da unten gegen ihn an, aber mit triumphierendem Hohnlachen läßt er aus seiner einsamen Höhe Bombe auf Bombe niedergleiten.

Und zwischen das Aufbrüllen seiner krepierenden Geschosse dröhnen wie Hammerschläge gegen einen Sargdeckel in regelmäßigen Zwischenräumen die deutschen Geschütze.

Hurra und Wutschrei mischen sich zu einem höllischen Lärmeszech.

Dann fühlt er sich emporgehoben. Das Tosen der Erde wird in seinen Ohren schwächer und schwächer.

Wie eine stählerne Schlange spinnt die Stahltrasse ihre Bindungen um die Trommel und hebt den Helden wieder empor zur sicheren Höhe.

Wieder rasseln die Propeller.

Die Sonne badeht jetzt die Spitze des herrlichen Luftschiffes in flammendem Rotgold und legt ihre Strahlen wie eine schöne, ferne Verheißung um die rotierenden Wellen.

Zwei Stunden später gleitet der Luftriesen über seinem Ankerplatz wieder zur Erde hinab, und dort erfährt die Besatzung den Sieg von Lüttich.

Zeppelin und Krupp!

Und in jedem deutschen Krieger lebt ein Teil Zeppelinscher Zähigkeit und Kruppschen Stahles.

Wadere Soldaten aus dem Kriegsjahr 1866.

In der „Korrespondenz“ lesen wir: Im Gedächtnis der Pfarrei Schöngrabern in Niederösterreich findet sich aus dem Jahre 1866 folgende Epitode: „Unter dem Kommando des Prinzen von Hessen-Darmstadt kamen bei 300 Mann. Bald war nun die Angst vor den Preußen verschwunden, da man erkannte, daß sie Katholiken seien, als

solche schöne Marienlieder sangen, Medaillen der allerheiligsten Jungfrau, die sie trugen, vorwiesen und sich artig und anständig benahmen. Am 17. Juli trüb ließ mich ein Mann bitten, ich möchte ihn Beichte hören, worauf er nach der heiligen Messe die heilige Kommunion andächtig empfing. Er kam hernach zu mir in den Pfarrhof und bat mich, um ein Kreuzlein zum Tragen auf der Brust, da er das seinige verloren hatte. Von ihm hörte ich, daß sie Rheinländer seien. Untertags mußte die Truppe weit und breit herumpatrouillieren, sie suchte aber im Felde möglichst die Beschädigung des Weizens zu vermeiden. — Gegen Abend legte ein Leutnant, namens von Niewand (der spätere Landrat von Mühlheim a. Rhein) seine Beichte ab. Nach derselben erzählt er mir, daß die meisten, obgleich sie alle vor dem Ausbrüchen ins Feld in ihrer Heimat die heiligen Sakramente empfangen haben, auf dem Germanische den Wunsch äußerten, wenn sie abermals zu denselben gelangen könnten, aber es habe sich nie eine Gelegenheit dazu ergeben. Auf meinen Antrag, ihnen recht gerne zu Diensten sein zu wollen, kamen sie einer nach dem andern zum Beichtstuhl bis in die späte Nacht hinein und empfingen tags darauf, zeitlich morgens, die heilige Kommunion, alle mit gefalteten Händen, mit der größten Ehrfurcht und Andacht, die mich sehr erbaute und nur bedauern ließ, daß meine Pfarrkinder (die geflüchtet waren) nicht Zeugen dieses erhebenden Schauspieles sein konnten. Am 18. Juli marschierten sie auf der Reichsstraße abwärts.“

„Und der Geist, der im ganzen Korps tut leben, Reizet gewaltig wie Windeswehen Auch den untersten Reiter mit.“

(Schiller: „Wallensteins Lager“.)

Wahrlich, wer seinem Gott treu ist, der ist es auch seinem König und Vaterland.

Ueber eine Beerdigung im Feld.

lesen wir in einem Feldpostbrief. Es gibt wohl keinen traurigeren Anblick als einen von Verwundeten erfüllten Truppenverbandplatz, erschütternd selbst für die abgehärteten Augen des Arztes. Deutsche und Belgier liegen hier auf Stroh. Durch Umstreuen muß man sich überzeugen, ob sie noch leben. Wir stellen neun Tote fest, durch vergebliches Schütteln; sie liegen unter den Verwundeten. Die Transportfähigen werden auf Ambulanzautos möglichst zahlreich aufgeladen. Dann übernehmen wir die Beerdigung der Toten: 4 Deutsche, 5 Belgier. Vier unserer Leute schaufeln ein Massengrab, drei schide ich Blumen suchen. Nach einer halben Stunde treten mein Kamerad und ich aus offene Grab. Ein leiser Regen tröpfelt herab, fällt in die etwa 1 1/2 Meter tiefe Grube, die nun die zerstörte Hoffnung von neun armen Familien aufnehmen soll, von Müttern, Frauen und Bräuten, die vielleicht noch jetzt Briefe an ihre Lieblinge schreiben. Es liegt etwas unsäglich Trauriges über unserer einfachen Zeremonie. Acht Soldaten legen möglichst sanft und behutjam die Toten ins Grab, einer eng neben dem andern, die Köde über die Gesichter. Dann befiehlt mein Kamerad: „Helm ab zum Gebet!“ Und während vorn auf dem Felde unsere schwere Artillerie donnert, werfen wir den toten Kameraden drei Hände voll Erde ins Grab. Eine Viertelstunde darauf bedt sie ein Hügel, geschmückt mit einem einfachen Kranz und einem schönen Blumenbeet. Der Donner der Haubitzen ist die großartigste Grabmusik, die stille Ergriffenheit der Kameraden die ehrenfeste Trauer, die wohl einem Mann unserer Generation und unserer Gegenwart zuteil werden kann . . .

Splitter.

Krieg.

Das ist der Fluch der Völkerscharen: Die höchsten Güter zu bewahren, Verwandeln sie sich in Barbaren Bei Pulverdampf und Kampfgeräusch, Wenn irgend ein Barbar es will.

Bündnisse.

Schwach bleibt ein Bund, den der Haß geeint Gegen einen gemeinsamen Feind; Ehern ist nur der Kette Band, Das gemeinsame Liebe wand.

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Allerlei über Kindererziehung.

Die Zuchtmittel.

(Fortsetzung.)

Wie denkt sich nun der Verfasser der erwähnten Schrift die Vollziehung der Strafe, wenn aus den in der vorigen Nummer angegebenen Gründen eine körperliche Züchtigung notwendig wird.

1. Da jede ernste pädagogische Einwirkung auf ein Kind oder einen jungen Menschen unter vier Augen geschehen muß, soll auch die körperliche Züchtigung allein vorgenommen werden, nicht in Gegenwart der Geschwister oder gar fremder Leute. Die Stimmung des Jungen ist eine ganz andere, wenn er allein seinem Vater gegenübersteht, als wenn er von Zuschauern oder Zuhörern umgeben ist. Im letzteren Falle wird ein irreführendes Ehrgefühl ihn sehr leicht zum Trotz und zur Widersehlichkeit veranlassen, wodurch der sittliche Wert der Strafe ganz verloren geht. Wir haben schon verschiedentlich auf die bei Herder (Freiburg) erschienenen Garrold'schen Jugendschriften hingewiesen, die den Leser u. a. auch in die Pädagogik der Jesuitenschulen einführen. Die „echten Jungen“, die „kleinen Brauselsöpfe“ und das „wilde Kleeblatt“ sind Züchtigung solcher Schulen. Die gelegentliche Verabreichung der Prügelstrafe ist in ihnen nicht ausgeschlossen; wenn sie erfolgt, geschieht es, wie wir da lesen, auch immer unter vier Augen.

2. Das Strafurteil soll der Bestrafende nicht in Wut oder Aufregung, sondern stets ruhig mit sichtlichem Schmerz über das Vergehen, ohne jede Beimischung persönlicher Befriedigung aussprechen und zwar nur andeutend mit mildem Ernst.

3. Das Strafinstrument soll einen hervorragenden, allen sichtbaren Platz im Hause haben (z. B. hinter einem Kreuztisch), um ihm gleichsam eine gewisse Ehrwürdigkeit zu verleihen. Dieses Strafinstrument soll man stets zur Züchtigung gebrauchen, nicht die Hand oder ein gerade zur Hand liegendes Werkzeug. Der zu Strafende soll selbst das Strafinstrument von seinem Platz nehmen und dem Vollstrecker der Strafe überreichen, um dadurch die freiwillige Dinnahme der Strafe auszudrücken, die er verdient zu haben anerkennt. Von dem „spanischen Rohr“ oder einem starren Stod will der Verfasser nichts wissen, er empfiehlt eine dünne, biegsame Weide oder ein Bündel von Weiden, die alle Rute, Birke, Weide und Haselnuß sollten, so meint er, ihre alten Beziehungen zu den Wubenzüchten wieder erneuern. (In früheren Zeiten zog die ganze Schule in den Wald, um selbst die Ruten zu holen.)

4. Auch über das „Wie“ weicht die Ansicht des Verfassers von der jetzt ziemlich allgemein üblichen Praxis ab. Das sogen. „Ueberlegen“, „Ueberziehen“ soll gänzlich unterbleiben. Diese Strafmethode verleihe schon in der Stellung, die sie erfordert, den Anstand und das zartere Schamgefühl und schlicke eine höhere sittliche Auffassung der Strafe völlig aus. Nach seiner Ansicht soll die Strafe entweder auf den Rücken (Rudel) oder auf die Hände gegeben werden. Im ersteren Falle soll der Knabe vor dem Strafenden niederknien und die Arme über der Brust kreuzen, im zweiten Falle soll er aufrecht vor ihm stehen und ihm die inneren Handflächen offen darbieten. Die Zahl der Schläge auf den Rücken soll 12, auf die Hände 6 nicht übersteigen. Allzu-schwache Körperstrafen hält er pädagogisch für nicht richtig, es solle selten, dann aber auch gründlich gezügelt werden, die Züchtigung solle wirklich eine außerordentliche Strafe mit fühlbarem, lebhaftem Schmerz sein. Offene Gleichgültigkeit, Spott über die Strafe bei Geschwistern oder Kameraden und Eigensinn dürfte der schmerzlichen Strafe gegenüber nicht Recht behalten. (Fortsetzung folgt.)

Wir Mütter!

(Aus den „Fliegenden Blättern“.)

Wer ist so stolz wie wir auf der Welt?
Unsre Söhne zogen hinaus ins Feld,
Für Kaiser und Reich, zu Trutz und Wehr,
— Deutschlands Blüte für Deutschlands Ehr' —
Zu steh'n oder fallen — wie's Gott gefällt,
Jeder Jüngling ein Mann, jeder Mann ein Held! —
Dah' Gott ihnen gnädig sei!
— Meiner ist auch dabei!

Wir wissen alle, es mußte sein,
Wir tragen's tapfer und schicken uns drein;
Nur manchmal — so im Vorübergehen —
Bleiben wohl zwei zusammen stehen;
Mit Augen, von heimlichen Tränen verbrannt,
Reichen sie sich die zitternde Hand —
Da bricht's aus der Brust wie ein Schrei:
— „Meiner ist auch dabei!“

O Zeit so hart! — o Zeit so groß!
Wir alle tragen das gleiche Los,
Ein einz'ger Gedanke mit uns geht,
Ein Glaube — ein Hoffen — ein Gebet:

„Herrgott laß Deutschland nicht verderben,
Für das unsere Söhne bluten und sterben!“
Herr, höre der Mütter Schrei! —
— Meiner ist auch dabei!

Und vor mir steigt's auf — eine Vision:
Ich höre den Sturm der Gloden schon,
Trommelwirbel und Durcharuf —
In Rosen versinken der Rösche Duft,
Von Siegesgeläut die Luft erdröhnt
Sie kommen, sie kommen! — Vorbergekrönt,
Von Jubel umbraut, von Fahnen umwallt,
Und über die deutschen Lande schallt
Ein einziger jauchzender Schrei:
— Und meiner ist auch dabei!

Feldbrief an die Eltern und Anverwandten der katholischen Soldaten.

Von Militär-Oberpfarrer Dr. Poertner, z. St. Feldgeistlicher beim Stabe der 37. Division, 20. Armeekorps, Czestochau, 23. Sept. 1914.

Als ich heute morgen in der Kirche der hl. Familie hier in Czestochau, die hier und in der Nachbarschaft im Kriegsquartier liegenden katholischen Soldaten beim Gottesdienst um mich versammelt sah, da kam mir der Gedanke, im Namen aller, die im Gotteshaus versammelt waren, ein Trostwort an die Anverwandten in der Heimat zu schreiben. Unsere braven Krieger sind ja Tag für Tag so sehr in Anspruch genommen, daß sie nicht so ausführlich und nach Herzenswunsch alles berichten können, was sie betrifft. So will ich, der ich ihre Freuden und Leiden teile und weiß, wie es ihnen hier ergeht, im Namen der mir anvertrauten, lieben Soldaten, einmal ausführlich an die Eltern und Anverwandten schreiben. Also, Gott zum Gruß zunächst euch allen in der lieben, fernem Heimat, euch allen, die ihr gewiß oft und innig an uns denkt! Wir wissen und fühlen es, daß eure Gebete und guten Wünsche uns begleiten, wir wissen auch, was ihr von uns und unserer harten Kriegsarbeit für unser liebes Vaterland erwartet. Haben wir euere Erwartungen bisher nicht erfüllt? Sind euere und unsere Gebete nicht angenehm bei Gott gewesen und haben Erhörung gefunden? Ein lautes „Ja“ schallt uns aus der Heimat entgegen, denn wir taten wahrlich unsere Pflicht, ertrugen freudig die Mühen und Anstrengungen weiter, schwerer Märsche, wir kämpften mit Begeisterung, mit Todesmut und Siegeszuversicht. Wir wußten alle, daß Gott mit uns war und uns auserwählt hat, für König und Vaterland, für Heim und Herd, für Weib und Kind, für die gerechte Sache unserer lieben Heimat zu kämpfen. Dieser Gedanke hat uns immer stark gemacht. Wenn manchmal die Kraft versagen wollte, dann dachten wir an euch in der Heimat, die wir schützen müssen vor Schande, Entehrung, Mord. Das ist nicht zuviel gesagt, denn wir sahen es mit eigenen Augen, als wir noch in Ostpreußen kämpften, wie frebelhaft und gegen alles Völkerrecht die Kosaken und auch andere russische Truppen in unserer ostpreussischen Heimat gewütet haben. Wir hörten mit Zähneknirschen, daß eine Kosakenbande den alterwürdigen, katholischen Pfarrer von Santoppen, Kreis Kössel, mit etwa 20 anderen harmlosen Bürgern erschossen haben, wir hörten das Klagen und Weinen derer, die uns von den Greuelthaten russischer Truppen gegen Knaben von 14—17 Jahren erzählten. Erbarmungslos wurden diese Jünglinge, noch halbe Kinder, niedergeschossen, oder erstochen, damit sie nicht deutsche Soldaten würden; wir hörten von den Schandtaten gegen Frauen und Mädchen, wir sahen mit eigenen Augen auf dem ganzen deutschen Gebiete bis zur russischen Grenze entsetzliche Verwüstungen, unzählige brennende Gehöfte, sodah' ein tiefer Jammer mit unserer ostpreussischen Heimat uns packte. Da wußten wir wohl, was ihr in der Heimat nun von uns Soldaten erwartet. Gott sei es gedankt, daß wir euere Erwartungen erfüllen konnten. Schnell hat Gott euere und unsere Gebete erhört und unsere Waffen gesegnet. Ich sage, auch unsere Soldatengebete! Denn wir kämpfen nicht nur, nein, wir beten auch und halten treu an der Hand unseres lieben Herrgottes fest, wie ein Kind an der Hand seines Vaters. Wir sind im Kriege von tausend Gefahren umgeben, überall lauert der Tod auf uns, das wissen wir und darum halten wir uns fest am lieben Gott, der ja Herr über Leben und Tod ist. Seid versichert, liebe Eltern und Anverwandte, das harte Kriegshandwerk macht uns nicht roh und schlecht, sondern im Gegenteil, fromm und gottesfürchtig. Heute haben wir zum Beispiel wieder Gottesdienst gehabt, den unser Pfarrer Dr. Poertner uns hielt. Um 9 Uhr versammelten wir uns an der schönen, neuerbauten Kirche, die der heiligen Familie geweiht ist. Da waren wir auch alle wie eine Familie, und Gott gebe, daß

wir auch eine heilige Familie waren und sind und bleiben. Wir haben alle, etwa 1000 Mann, die heilige Kommunion empfangen, wobei der Herr Propst der Kirche und noch zwei Geistliche unserem Herrn Pfarrer halfen, denn allein hätte er uns in der kurzen Zeit des Gottesdienstes das heilige Abendmahl nicht reichen können. Viele Zivilpersonen wohnen bei, die wohl erstaunt waren über die Andacht der deutschen Soldaten. Wir sangen die schöne deutsche Messe „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenchar“ und zum Schluß „Großer Gott, wir loben dich.“ Das schallte mächtig durch die große Kirche, da noch die Musikkapelle der 146er unsern Gesang begleitete. In der Predigt sagte uns unser Herr Pfarrer Poertner, daß wir nach den Siegestagen in Ostpreußen nunmehr in Feindesland vor neuen Kämpfen stünden. Darum sollten wir unser Testament machen und unsere Güter richtig verteilen: unsere Seele dem lieben Gott, denn sie ist Gottes Eigentum, unseren Arm, der die Waffen führt und unsere Treue dem König und Kaiser und unsere Arbeit und Mühen dem Vaterland. Dann sei alles recht und gut verteilt. Während der Predigt haben wir alle zusammen ein inniges Kneugebet gesprochen, worauf uns der Herr Pfarrer die Losprechung von unseren Sünden gab, die wir knieend empfingen. Dann gelobten wir vor dem Altare noch einmal Treue unserem geliebten Kaiser und König. Das Vaterland sei uns nicht ferne, hieß es weiter in der Predigt, denn wir trügen es in uns, sein Geiste wehe um uns, wenn die Fahne uns voranziehe. Zum Schluß beteten wir alle:

„Mein Testament soll sein am End:
Gott, König, Vaterland.“

Seht, liebe Eltern und Anverwandte, wie ihr getrost sein dürft wegen uns, denn es kann uns nur gut gehen, wenn so Gott mit uns ist. Gewiß, mancher aus uns wird nicht mehr in die irdische Heimat zurückkehren, sondern gleich vom Schlachtfelde aus in die ewige Heimat. Aber sollen wir deswegen klagen, da es doch Gottes Wille ist? In 50 Jahren lebt ja kaum einer von uns mehr und was sind 50 Jahre zwischen heute und der Ewigkeit!

Die Hauptsache ist und bleibt, daß wir uns einmal in der ewigen Heimat bei Gott wiedersehen. So denken wir Soldaten im Felde und so möget ihr auch denken in der Heimat. Seid unverzagt, wie wir es sind und laßt den Mut und das Gottvertrauen nicht sinken. Ist Gott mit uns, Christus unser Leben, dann ist der Tod uns nur Gewinn! Wir sind glücklich, wenn wir wissen, daß auch ihr etwas Soldatenmut habt. Darum wischt die Tränen weg und jammert nicht, denn Gott verläßt die Seinen nicht. Um die Liebesgabe des Gebetes bitten wir auch weiterhin, und wenn die Post Pakete annimmt, dann sendet auch leibliche Liebesgaben, wollene Unterkleider, Strümpfe, Handschuhe, auch dies und jenes an Speis und Trank! Für Alles: Vergelt es Gott und heißen Dank! Gott befohlen! Auf Wiedersehen!

Euere treuen Söhne, Männer, Brüder
und Freunde in Rußland.

Meinem Jungen.

(Aus dem Feldpostbrief eines Vaters.)

Im Felde, inmitten von Schutt und Brand,
Vom Schlachten Donner umklungen,
Steht dein Vater jetzt draußen im Feindesland,
Die Muskeln gestrafft, am Gewehr die Hand
Und denkt nur an seinen Jungen.

Aus tausend Schlünden das Schicksal droht
Als ob's uns verderben werde.
Gar reiche Garben erntet der Tod,
Und der Himmel leuchtet wie Blut so rot
Und blutrot schimmert die Erde.

Doch wir stürmen voran mit eiserner Macht,
Mit wuchtigen deutschen Hieben.
Und lauert auch vor uns die ewige Nacht,
Wir empfinden nur eins im Gewitter der Schlacht,
Daß wir streiten für unsere Lieben.

Denn wir wollen, daß deutsche Sitte und Brauch
Nicht sterbe und unterliege.
Dem Vaterland gilt drum der letzte Hauch,
Doch für dich, mein Junge, kämpfen wir auch
In diesem heiligen Kriege.

Damit du aufwächst und stolz und frei
Den Arm kannst rühren und regen,
Damit deiner Hände Arbeit gedeih',
Damit deine Zukunft voll Sonne sei
Und erfüllt von himmlischem Segen.

Das sollst du wissen, wie ich es weiß:
Bald siehst du die Feinde bezwungen,
Dann lehre ich wieder in eueren Kreis
Und schließ in den Arm meinen Kampfespreis:
Deine Mutter und meinen Jungen.